DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 10

INHALTS-VERZEICHNIS

Darius Milhaud ..... *A Propos Jazz*
Artur Sass, Kgl. Musikdirektor a. D.,
5. Fußartillerie-Regiment ..... *Militärmusik*
Hans Poelzig ..... *Das Capitol*
Eugenie v. Garvens ..... *Siamesische Maskenkatzen*
Georges Auric ..... *Ein Sturz in die Fluten*
Gottfried Benn ..... *Zwei Gedichte*
Rudolf Kurtz ..... *Reise um Benn*
O. Henry ..... *Das Kunstgewissen*
Felix Fénéon ..... *Georges Seurat und die öffentliche Meinung*
Ricardo Baeza ..... *Die Oliven von Majorka*
Else Lasker-Schüler ..... *Gedenktag*
Otto Nebelthau ..... *Olympia*
Carl Einstein . *Schausammlung und Forschungsinstitut*
Georg Christoph Lichtenberg . *Der Hamlet im Smoking*
Julius Levin ..... *Alte und neue Streichinstrumente*
Benno Bardi ..... *Trommeln und Tänze in Indien*

Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

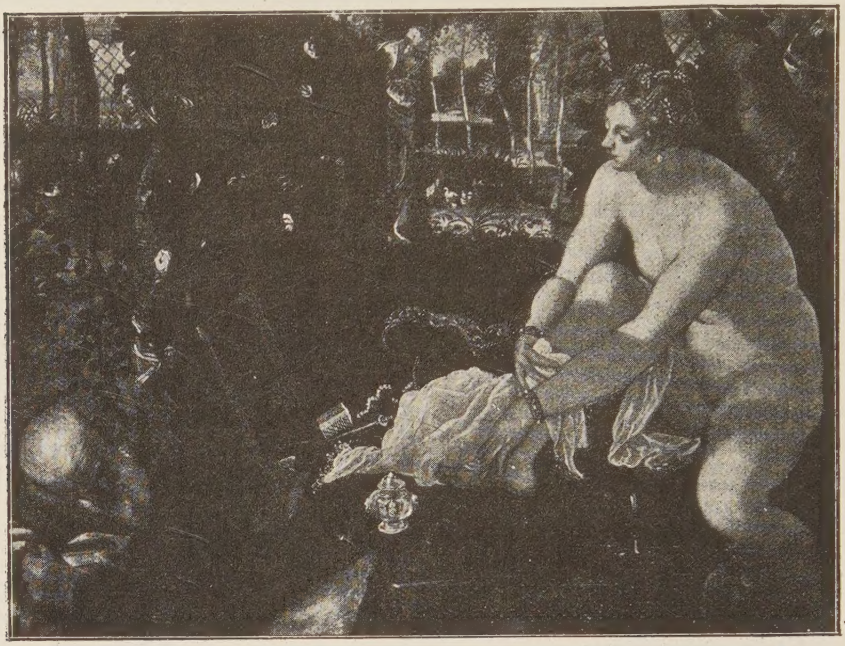
Umschlagsbild nach einem Holzschnitt von Fr. Masereel

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE

SOEBEN ERSCHIEN DER NEUESTE BAND:



Tintoretto: Susanne

Die Kunst der Hochrenaissance in Italien

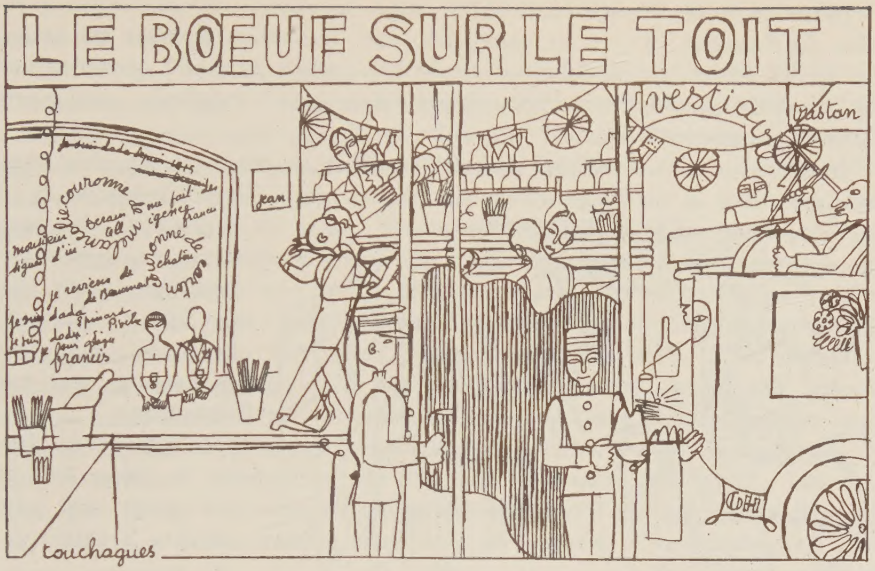
von

PAUL SCHUBRING

Etwa 550 Abbildungen und 54 grösstenteils mehrfarbige Kunstdrucktafeln geben im Verein mit dem knappen, klar gliedernden Text eine lebendige Anschauung von der Kunst der Hochrenaissance mit ihrem unerhörten Reichtum an Formen und Farben. Diese Kunst eines Leonardo, Raffael, Michelangelo, Giorgione, Tizian, Correggio, Tintoretto, Palladio usw. wirkt mit unvergänglichem Zauber, sie ist immer noch jugendlich und reif zugleich, totgesagt und ewig neues Leben verkündend.

In allen guten Buchhandlungen. Prospekte vom Verlag.
Der Band kostet in Halbleinen 45 M., in Halbleder 50 M.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN



Touchagues

A PROPOS JAZZ

Von

DARIUS MILHAUD

Jedesmal, wenn eine neue Idee, eine neue Form, ein Mann von Genie auftauchen, verzeichnet die Musikgeschichte die gleiche Kurve, jedesmal war die Wirkung auf die Zeitgenossen die gleiche.

Bei der ersten Manifestation überwiegt das Erstaunen über das Neue. Ihr Ausdruck: eine Minorität unwichtiger Bewunderer, Verleugnung seitens der Kritik, Gleichgültigkeit oder Feindschaft seitens des großen Publikums.

In der Folge, wenn das Werk immer mehr in die Oeffentlichkeit dringt, wenn die Zahl seiner Bewunderer wächst, wagen es allmählich ein oder zwei Kritiker zu äußern, daß hier vielleicht etwas Vielversprechendes gegeben sei, und das große Publikum wird aufmerksam. Nach Verlauf von wenigen Jahren ist das Neue klassisch geworden, die Kritik ist einmütig in seinem Lob und das große Publikum enthusiasmiert. Der Künstler macht Schule, und seine Nachahmer bemächtigen sich, so gut sie können, dieses neuen Fonds. Der Schöpfer allein gibt ein Werk von Dauer, die übrigen machen nur unmögliche, wertlose Arbeit. Diese Kurve ist noch jedesmal wieder durchlaufen und von den Tatsachen immer wieder bestätigt worden. Nehmen wir z. B. Debussy: „L'Après-midi d'un Faune" entfesselt bei seinem ersten Vortrag von dem Orchester Colonnes einen richtigen Skandal, und „Pelléas et Mélisande" revolutioniert 1902 die Opéra Comique. Debussy wird ausgepfiffen, wird verhöhnt, nur einige Freunde verteidigen ihn, ganz wenige Kritiker wagen, ihre Bewunderung auszusprechen, aber im allgemeinen ist es eine ungeheure Masse von Dummheiten, die man in der damaligen Presse über diese denkwürdige Aufführung

zu lesen bekommt. Wenige Jahre später schon hat sich die Musik Debussys absolut durchgesetzt, und es ist unmöglich, auch nur einen Kritiker zu finden, der ihn als Charlatan bezeichnete. Er ist der „kühne Neuerer" geworden und hat schon die unbestrittene Weihe durch das große Publikum empfangen. Ueberall triumphieren seine Werke.

In derselben Kurve verläuft auch das Geschick einzelner Werke, aber wenn dann der Autor in der Folge wieder ein anderes neues Element bringt, so fängt die Geschichte von vorn an: So war es mit „Sacre du Printemps," das 1914 ausgepfiffen, 1920 bejubelt und womit das Genie Strawinskys von neuem anerkannt wurde. Aber als dann drei Jahre später von demselben Autor, der seine Ausdrucksmittel vervollständigt hatte, Schlag auf Schlag „Mavra", „L'Octuor", das „Konzert", die „Sonate", und die „Serenade" mitgeteilt wurden, brachte er hierdurch Publikum und Kritik außer Fassung, und nur ganz wenige, wirklich sensible Menschen begriffen die Entwicklung.

Die Majorität von Publikum und Kritikern, denen es so schwer gefallen war, das „Sacre" anzuerkennen, daß sie ihn am liebsten in dieser Formel gefesselt hätten, um die Bewunderung für ihn zu sichern, weigerte sich, jetzt neue Anstrengungen zu machen, die ihre Ruhe gestört und ihre Trägheit erschüttert hätten.

Manchmal genügt nicht das ganze Leben eines Musikers, ihn dahin gelangen zu lassen, daß er die volle Auswirkung seines gesamten Werkes sieht. Das bedeutet ein Leben lang rastlosen Kampf und als einzige Stütze die Freundschaft weniger Getreuer. So war es bei Erik Satie, der immer zu der Avantgarde der Musik gehört hat, und der auf seinem Posten gestorben ist. Auf dem von einer Gruppe seiner Freunde nach Saties Tod veranstalteten Musikfest hörte man eine große Anzahl unveröffentlichter Werke von ihm. Das Konzert dauerte von 4 bis 6 Uhr. Die meisten Kritiker kamen um ¾6 Uhr an mit der Entschuldigung, ihre Anwesenheit sei bei einer Generalprobe von „Scemo" von Bachelet in der Opéra Comique unerläßlich gewesen. Dabei bestand das Konzert Satie aus bis dahin noch nie gespielten Werken, während das Stück von Bachelet, das schon vor Jahren in der Opéra kreiert worden war, nichts als eine Wiederholung bedeutete. Hätte es nicht genügt, wenn sie von 1 bis 4 Uhr in der Opéra Comique geblieben wären? Ich glaube, noch weniger Zeit würde genügt haben, um sich über den Wert der Musik Bachelets ein Urteil zu bilden. In Wirklichkeit verhielt es sich so, daß der Fall Satie sie beunruhigte und sie sich zu kompromittieren fürchteten. Es wird also noch lange dauern, bis die so auffallende Neuerung in der Musik des Meisters von Arceuil, die so großen Einfluß auf die musikalische Jugend hatte, von dem großen Publikum anerkannt und man sie im gleichen Atem mit der irgendeines bedeutenden klassischen Komponisten nennen wird.

Auch die Art und Weise, wie die amerikanische Musik sich bei uns eingeführt und durchgesetzt hat, beweist, daß der Jazz den oben besprochenen Gesetzen gehorcht hat. Und heute, wo das Whiteman-Orchester sich anhört wie das des Konservatoriums, und wo die Negermusik den Beifall der Mitglieder des Instituts hat, scheint es mir interessant, die verschiedenen Phasen zu studieren, die der Jazz durchlaufen hat, von dem Tage, wo er uns

offenbart wurde, bis zu dieser Form der öffentlichen Anerkennung, die ihn demnächst zu töten scheint.

Die ersten Foxtrotts sind mit der amerikanischen Armee zu uns gekommen. Sie verbreiteten sich mit einem Schlag, und die rhythmische Vitalität, die sie auszeichnet, lenkte sehr schnell das Interesse der Musiker der Avantgarde auf sie. Satie schrieb damals seine „Parade". Er fühlte sofort die Bedeutung dieser Melodien, die gerade zur rechten Zeit kamen, um es ihm anzutun, zu einer Zeit, in der die Impressionisten unermüdlich fortfuhren, sich in ihren scheußlichen Komplikationen zu verstricken. Er war der Erste, der das Neuartige dieser Tänze würdigte, indem er sein „Rag-Time du Paquebot" schrieb, das eine der reinsten und ungezwungensten Stellen seiner „Parade" ist, ebenso wie der Teil „Das kleine amerikanische Mädchen", in dem sich schon die synkopierten Rhythmen skizzieren und die Poesie der Wolkenkratzer, die Eleganz der Ueberseedampfer und der Filmszenen heraufbeschworen werden.

Ottomar Starke

1918 tanzen im Casino de Paris Harry Pilcer und Gaby Deslys bei den Klängen der ersten Jazzband, die wir in Frankreich hörten. Hier begann der Jazz den ungeheuren Einfluß geltend zu machen, den er in der Folge auf die französische Musik gewonnen hat. Die Neuheit dieser Orchestrierung basiert auf den Kupferinstrumenten, wie Trompete, Posaune, Saxophon, und dem Hämmern des so komplizierten Schlagzeugs, das von der Trockenheit des Banjos und des Klaviers getragen wird, wobei die schrillen Klarinetten diesen organisierten Lärm beherrschen, der uns erschüttert. Welch wohltuendes Gewitter! Aber es ist eine neue Technik, die studiert und erfaßt werden will! Als ich 1920 in London war, ging ich jeden Abend in ein populäres Dancing

des Hammersmith-Viertels, um die Billy-Arnold-Jazz zu hören. Unvermutete Reichtümer jeder Art boten sich meinen Ohren. Reichtum der Rhythmen, beständiger Gebrauch der Synkope, Rhythmen, die mit einer Freiheit gebrochen sind, daß es uns erschüttert, wenn wir bedenken, daß sie auf einer absoluten Regelmäßigkeit des Taktes beruhen, der ebenso lebendig ist wie der Takt des Bluts in unseren Arterien. Reichtum der Klangfarben, der dieser außerordentlichen Neuheit der gruppierten Instrumente, der plötzlich aufgekommenen Wichtigkeit des Schlagzeugs zu verdanken ist! Endlich dieser Melodienreichtum, da jedes Instrument ungezwungen für sich singt, und das Ganze ein kontrapunktisches Spiel bildet, das ebenso kompliziert wie sinnlich ist. Zu jener Zeit sahen die Musiker und die meisten Kritiker im Jazz nichts als eine Exzentriknummer im Music-Hall, um nicht zu sagen eine wilde Katzenmusik. Und Paul Ducas, den man in einem Interview um seinen Eindruck von dieser neuen musikalischen Form befragte, begnügte sich, mit einem verächtlichen Achselzucken zu antworten, er wisse nicht, was Jazzband sei, denn er gehe niemals ins Dancing! Die jungen Musiker dagegen und insbesondere die „Gruppe der 6" waren von dieser neuen Strömung stark beeinflußt. Ebenso verhält es sich mit Strawinsky, der zu jener Zeit sein Rag-Time für 11 Instrumente und seine Piano-Rag-Musik veröffentlichte. Jean Wiéner widmet sich ganz speziell dem Studium des Jazz und spielt diese Genre-Musik mit unbestreitbarer Eigenart. Später finden wir ihn in der Bar Gaya, wo er gemeinsam mit dem Neger Vance Lowry, dem Saxophon- und Banjospieler, bemüht ist, in die Prinzipien der synkopierten Musik einzudringen. Seit damals hat er eine synkopierte Sonatine für Piano, Gesangsblues und ein franko-amerikanisches Konzert geschrieben. Er ist mit Clement Doucet der vollkommenste Interpret dieser Musik, mit dem er Konzerte auf zwei Flügeln gegeben hat, die ausschließlich amerikanische Tänze umfaßten.

1921 bringt er sein Publikum damit auf, daß er für ein Konzert im „Salle des Agriculteurs" die Billy-Arnold-Jazzband engagiert. Fast zur gleichen Zeit ist das erste Neger-Orchester in Paris in den Champs Elysées zu hören: das „Synkopeted Orchestra". Das Publikum amüsiert sich dabei, aber die Musiker sehen darin nichts als Akrobatik und mokieren sich über den Dirigenten, weil er wie ein Operettengeneral gekleidet ist... während sie es heute ganz natürlich finden, wenn Whiteman sich in dem Kostüm eines Yachtkapitäns lächerlich macht.

1923 während meines letzten Aufenthalts in New York hatte ich Gelegenheit, in aller Ausführlichkeit die Technik des Jazz zu studieren, zu seinen Quellen hinabzusteigen und den beiden Strömungen nachzugehen, in die er sich gespalten hat. Es gibt in der Tat zwei Arten Jazz. Die technischen Mittel sind bei beiden Arten die gleichen, aber wie verschieden sind sie empfunden! Der Ursprung des Jazz ist bei den Negern zu suchen: tiefgehender Einfluß afrikanischer Rhythmen und der Klagegesänge der Neger: Plantagenlieder, die während der Arbeit in der Sklaverei gesungen werden, religiöse Rezitative eines Volkes im Exil, das seine verlorene Freiheit beklagt. In dem Neger-Jazz bewahrt die Musik diese erschütternde Aufgeregtheit, diesen erregten Lyrismus, diese Angst, die an tragische Größe grenzt. Man ist gefangengenommen

von diesen sich stets wiederholenden Melodien, die von Variationen, die das kleine Orchester mit einer unwahrscheinlichen Freiheit ausführt, getragen werden. All diese Traurigkeit gelangt zum stärksten Ausdruck, ohne auf „Kunstwerk" zu prätendieren. Dies sind keine Kunstwerke, und das ist ihre Stärke. Wieviel Menschlichkeit in dem schlichten Rahmen eines volkstümlichen Tanzes, dessen einziger Zweck die Erholung der Schwarzen nach der Arbeit sein soll! Satie sagte, „der Jazz heult seinen Schmerz heraus, und man ist empört darüber, und das gerade macht ihn so großartig".

George Grosz

Die andere Art des Jazz ist die der Weißen Amerikas. Die Elemente sind ähnliche, aber die innere Bewegtheit, die uns dort erschüttert, ist hier verschwunden. Hier haben wir es mit einer unbestreitbaren technischen Vollendung, der Präzision eines Uhrwerkes, einer Sauberkeit in der Orchestrierung, wie bei der einer chirurgischen Operation zu tun. Dafür aber meistens welche Trockenheit! Welche Konzessionen an die oberflächliche, stupide, mondäne Welt, die eine der Hauptabnehmerinnen dieser sportlichen und herzlosen Jazzmusik ist. So verhält es sich mit dem Whiteman-Orchester, das in den Champs Elysées und den „Ambassadeurs" kürzlich Furore gemacht hat, und

das ich verabscheue. Ich würde sein ganzes vollendetes Militärgesangvereins-Orchester, seine gesamten, schwindelerregenden Experimente, alle die Akrobatenkunststückchen, die uns seine kühnsten Solisten aufzwingen, hingeben für einen einzigen blues, von einer Negerin wie Anna Pease gesungen, die kein Star, die nicht berühmt ist, und um die zu hören ich so oft in das „Kapitole", ein populäres Dancing im Negerviertel New Yorks, ging. Nur hier bei den Schwarzen sind wir wirklich an der Quelle dieser Musik, die uns traurig macht und uns erschüttert bis auf den Grund unseres Seins. Auch Wahl der Musikstücke ist von größter Bedeutung. Die Neger begnügen sich mit ihrer Tanzmusik, ihren Blues, ihren Spirituals. Whiteman hat die Prätention der großen Musik. Komponisten wie Gershwin haben für sein Orchester eine Rhapsodie voller ungerechtfertigter Formeln geschrieben: die Architektur ist unproportioniert; Harmonien, die an die Anfänge der Sous-Debussysten von 1910 erinnern. Alles ist hier ohne Sinn gemacht. In ihren Interpretationen bekannter Musik sind die Whitemans nicht glücklicher. Das wundervolle Valencia ist hier verwaschen, mit Bimsstein bearbeitet und in eine Art schmucken und mathematischen Galopp verwandelt. Als ich ihn so massakriert hörte, erinnerte ich mich eines Abends, den ich in Porto Rico verbrachte, wo ich vom Fenster meines Hotels aus im Nachbarhaus einen Ball des spanischen Clubs beobachtete und die Gesellschaft von Saint Jean nach geschmeidigen, brausenden, wollüstigen Weisen tanzen sah, während auf dem öffentlichen Platz davor ein amerikanisches Orchester seine starren, von aller Empfindung und Wehmut gereinigten Foxtrotts in unerbittlichem Takt spielte. Von den Whitemans war ich schon lange vor ihrer Ankunft enttäuscht, als ich sie 1923 in New York gehört hatte. Damals war der Jazz bei den Amerikanern verachtet wegen seiner schwarzen Herkunft. Wenn ich in meinen Interviews von dem Einfluß des Jazz auf die französische Musik sprach, zog ich mir die Verachtung und das ungläubige Lächeln der Yankee-Presse zu. Einzig die „Winn School for Popular Music" veröffentlichte kleine Broschüren über die synkopierte Musik mit Beispielen für Klavier und sogar auch Posaune, und nur die Grammophon-Platten „Black Swann" ließen uns echten Negerjazz hören, so wie man ihn in den entsprechenden Vierteln von New York

Dolbin Rudolf Réti

authentisch zu hören bekommt. Die Geschäfte im Zentrum New Yorks dagegen weigerten sich, diese Platten zu verkaufen.

Die Amerikaner lernten den Jazz via Paris bewundern. Erst als sie sahen, welche Stelle er in der zeitgenössischen Musik einnimmt, und sie den Erfolg der Negermusik beobachteten, schlossen sie sich uns an. Jetzt gibt man in den Staaten Jazz-Konzerte, in den Konservatorien werden Banjoklassen eingerichtet, für die Metropolitan Opera fordert man eine Jazzoper, und wenn amerikanische Komponisten deutscher Schulung, wie Grunberg, ihren „Daniel-Jazz" geschrieben haben, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß es nur geschehen ist, weil er einige Winter in Paris verbracht hat.

Dolbin. Alois Haba

Viele der Komponisten, die sich im Anfang für den Jazz als eine Kuriosität ohne Zukunft interessierten, befassen sich jetzt ernstlich mit ihm.

In ganz Europa bieten ihm junge Musiker ihre Beiträge: Casella seine Foxtrotts für Quartett, Castelnuovo - Tedesco in Italien seinen tragischen Foxtrott, bei uns Honegger Blues für vier Harfen, Roland Manuel Maoria-Blues, Cliquet - Pleyel Blues für Piano etc.

Dieses Jahr endlich hat Paris seine Neger-Revue wie die, welche ich in dem Neger-Theater New Yorks, dem „Lafayette-Theater", so sehr liebte, in dem Schauspieler, Sänger, Autoren, Orchester und Publikum schwarz sind. Josephine Baker, ein kleines Tier von prachtvollem Instinkt, Leben, Tollheit, mitreißender Ausgelassenheit, war ihr Glanzstück. Vollendeter Jazz, die gutturalen und erregten Stimmen der Negerinnen zeigten uns endlich die Tiefen einer Kunst, die wir bis dahin nur fragmentarisch (aus Melodien und Negertänzen, Grammophonplatten etc.) gekannt hatten. Wie sehr ziehe ich das geschmeidige Talent einer Josephine Baker, die eine ganze Vorstellung trägt, dem einer Florence Mills vor, diesem großen Star, der an einer zu deutlichen

Kommerzialisierung seiner Kunst zugrunde geht und uns nichts bietet als einige destillierte und wie mit dem Tropfenzähler abgemessene Tanzskizzen. Wie groß ist der Unterschied zwischen den kleinen Tänzen, die sie nach einem anmutigen Couplet einige Takte lang skizziert, und den Auftritten der Negerinnen in den volkstümlichen Dancings New Yorks, die frenetisch, ich weiß nicht wieviel Couplets singen und bis zur vollständigen Erschöpfung ihrer Kräfte tanzen. Diese Frauen allein bringen ihrer Kunst ein Geschenk und ein Opfer.

Endlich ist die Bewegung gelöst; der Jazz triumphiert. Alle Welt läßt sich von ihm ins Schlepptau nehmen. Mouche du coche, Vuillermoz entdecken ihn in einem Artikel in einer der ersten Nummern der „Candide", zu einer Zeit, wo wir schon beginnen, seiner müde zu werden. Der Jazz ist definitiv akzeptiert, er ist klassisch geworden und geht in den Bestand der Musikmuseen ein, wie irgendein großer Musiker mit seinem Stil, seinen wohltätigen und seinen schädlichen Einflüssen. Jetzt ist die Zeit gekommen, ihn seinem Ruhm zu überlassen und gegen das Unheil, das er angerichtet hat, anzukämpfen.

Die jungen Musiker indessen wenden ihm vollständig den Rücken, begierig, die Traditionen unserer Folklore wieder aufzunehmen, die der Einfluß des Jazz ernsthaft zu verunreinigen droht. Ein Musiker wie Maurice Yvain, der dem Jazz so viel verdankt, hat nichtsdestoweniger eine durchaus persönliche Formel gefunden, um sich mit einer köstlichen Geschmeidigkeit seiner Umarmung zu entziehen. Maxime Jacob folgt seinen Spuren. Sauguet hat von der Synkopentechnik niemals Gebrauch gemacht, und Jacques Benoist Mechin hat zu viel Gewicht, als daß es ihm nicht gelingen sollte, diese Tendenz zu unterdrücken.

Aber ernst ist die Gefahr in unseren volkstümlichen Orchestern. Die amerikanischen Melodien, Foxtrotts der Weißen oder Blues der Neger, sind überall hingedrungen, nicht nur in die Städte, sondern auch in die entlegensten Dörfer. Die Schlagtechnik wird tatsächlich auf allen Dorfbällen, wie in den meisten Vorstadtschwofs in Paris angewendet. Unser ureigenstes Orchester, das der Straßentänze an Festtagen, ist in Gefahr; und wenn die Ziehharmonika der Rue de Lappe, das Piston und die Posaune der Pariser Gassen, die kleinen Orchester der Sonntagsbälle auf unseren Dörfern ihre Hauptstütze in den Schlagzeuginstrumenten, dem großen Fußkasten und den Jazz der Yankees sehen, so bedeutet das für unsere Walzer, unsere schweren Javas und unsere graziösen Polkas die scheußlichste Verstümmelung.

Aufregend ist zurzeit, die Wirkung zu beobachten, die die Jazzband auf die Musiker und das Publikum in einem Lande hat, das sie bisher nicht gekannt hat. Ich spreche von Sowjet-Rußland. Erst dieses Jahr hat Moskau eine Neger-Jazzband kennengelernt, die von Boris Krassin, der sich mit allen Musik- und Konzertorganisationsfragen für Sowjet-Rußland befaßt, von Paris dahin gebracht worden war. Während meines Aufenthaltes in Leningrad und in Moskau hat mein Freund Jean Wiéner, der es verdiente, Neger zu sein, so gut spielt er diese Musik, das russische Publikum mit seinen Blues geradezu erschüttert. Ich erinnere mich eines Abends in Leningrad, den ich mit jungen, sowjetistischen Musikern verbrachte. Wiéner spielte. Die Künstler, die ihm zuhörten, waren sofort von der Neuartigkeit dieser Rhythmen ergriffen und außer sich über ihre Ausdrucksform. Der ausgezeichnete Pianist Kamiensky

Hausbau in Kamerun

Aus der Propyläen-Kunstgeschichte

Treppenhaus im Kloster Erbach, erbaut von Balthasar Neumann

Hans Poelzig, Treppenhaus im Kinopalast „Capitol“, Berlin

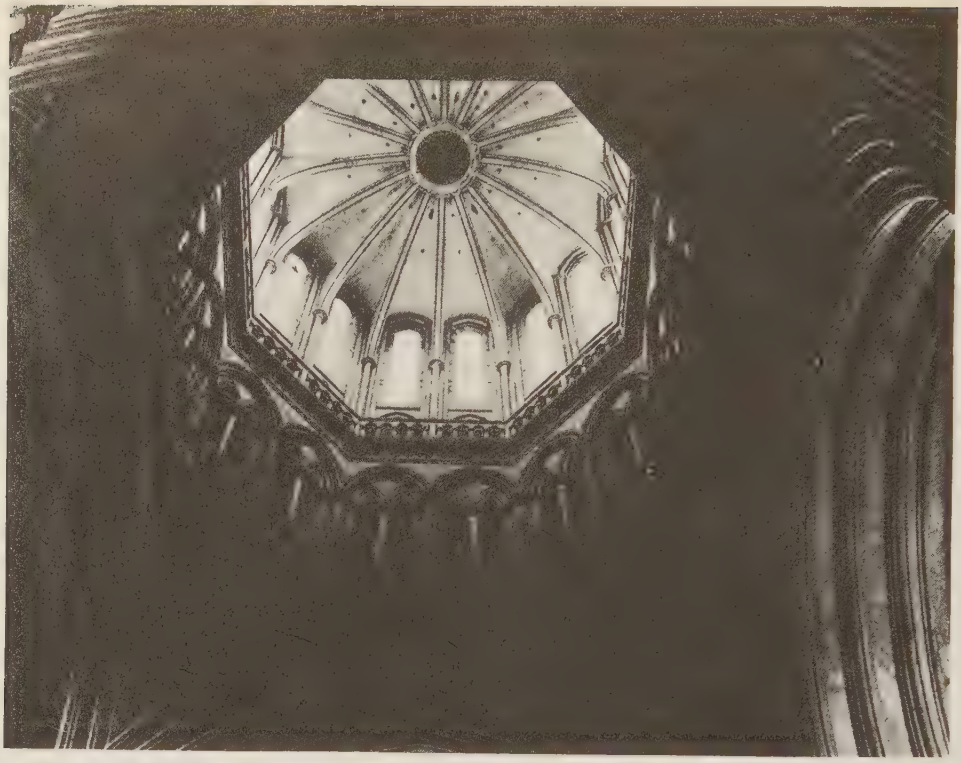


Photo Dr. Stoedtner

Vierungskuppel der Kathedrale in Coutances

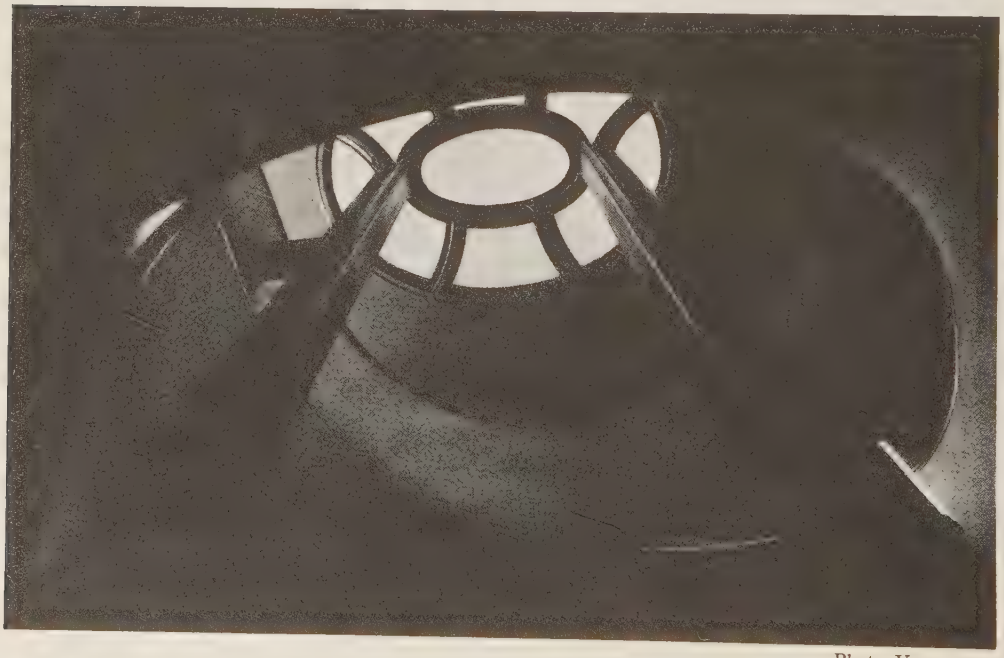


Photo Vennemann

Hans Poelzig, Treppenhaus im Capitol, von unten gesehen

versuchte, sobald Wiéner zu spielen aufgehört hatte, ihm die Blues nachzuspielen, und bat ihn, ihm zu zeigen, wie diese Synkopenkatarakte und diese schweren Negermelodien wiederzugeben seien. Wir fanden also bei unseren russischen Freunden dieselbe Erregung wieder, die wir 1918 bei dem erstmaligen Auftauchen des Jazz in Paris empfunden hatten.

Die Jazzband hat also dieselbe natürliche Kurve aller neuen Ideen, wie ich sie am Anfang dieses Artikels beschrieben habe, durchlaufen. Im Anfang nur von einigen außerordentlichen Musikern goutiert, genießt sie jetzt die allgemeine Gunst, einschließlich der der Mitglieder des Instituts. Anfangs hatte sie einen heilsamen Einfluß, denn sie bedeutete einen Schock, eine vorzügliche Schulung des Rhythmus, die uns neue Harmonien brachte, uns gestattete, einen neuen Weg einzuschlagen, dann aber wurde der Einfluß ungünstig, da er sich überall aufdrängte. Der Jazz schlug von der Rolle des Anregers in die eines gierigen Hamsters um. Gegen diese Invasion müssen wir uns wehren, um unsere Volksmusik wieder zu befreien, ohne die Bewunderung für die Jazzmusik aufzugeben, die in der Geschichte der Musik ihren Platz einnehmen wird, wie irgendein großer, klassischer oder auch moderner Komponist.

MILITÄRMUSIK

Von

ARTUR SASS

Kgl. Musikdirektor a. D., 5. Fußartillerie-Regiment

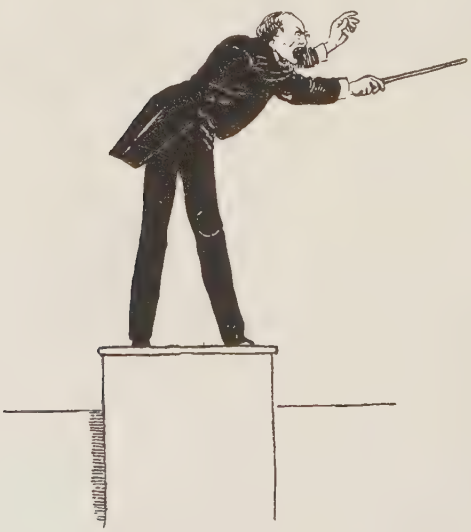
Für Freiluftmusik waren Militärmusiken der lebenswichtige Faktor. Die etwa 470 Militärmusikkorps des alten Heeres haben Kultur und Freude ins Volk getragen. Heute geht das nicht mehr so, da die Wirte der Biergärten, welche Militärmusikkapellen engagierten, mit einem Entree von 10 Pf. wie damals nicht mehr auskommen würden und auch das Bier viel teurer geworden ist. So verschwindet die Möglichkeit, den breiten Volksmassen die ausgezeichneten Programme der Militärmusik vorzuführen, also Opernpotpourris, gediegene Unterhaltungsmusik und Märsche.

Darin leisteten die aktiven Musiken des alten Heeres sehr Gutes, indem sie nicht nur ihre dienstlichen Obliegenheiten: gute Marschmusik, Morgenmusik bei Offizieren, Kasinomusik und Platzmusik erfüllten, sondern auch durch ihre private Tätigkeit, namentlich in kleinen Städten, Kulturfaktoren wurden. Die Ausbildung der Militärmusiker war eine sehr gründliche, und die militärische Disziplin, die natürlich auch in den Uebungsstunden herrschte, wo hauptsächlich der Parademarsch geübt wurde, drückte den Kunstleistungen ihren klaren und nie versagenden Stempel auf. Militärmusiker zu werden, war ein guter Beruf, der nach angenehmer zwölfjähriger Dienstzeit den Militärversorgungsschein brachte. Somit sind fast alle früheren Militärmusiker späterhin Beamte geworden. Nur wenige, namentlich Bläser, traten später in Opernorchester und andere Kapellen über, wo sie freilich dann sehr ge-

schätzt wurden, denn die Leistung eines Militärmusikers konnte derartig stark sein, daß er an einem Tage zum Beispiel — ich betone, daß dieses keine Seltenheit war — auf dem Marsch von Charlottenburg zum Kreuzberg und zurück über 50 Märsche zu blasen hatte und dann am Nachmittag frisch und in gewohnter Disziplin von 4 Uhr nachmittags bis 11 Uhr nachts künstlerisch konzertierte; dieses Training war der Grund, warum das alte Heer so gute Bläser hatte. Die Leute waren gekräftigt.

Auch sonst hat die Militärmusik stark in das Kunstleben eingegriffen, zum Beispiel war das alte Bilsesche Militärkonzerthaus am Dönhoffplatz der Keim, aus dem sich die Philharmonie entwickelte. Wie überhaupt die Initiative einzelner tüchtiger Musikmeister die Kapelle voranbrachte.

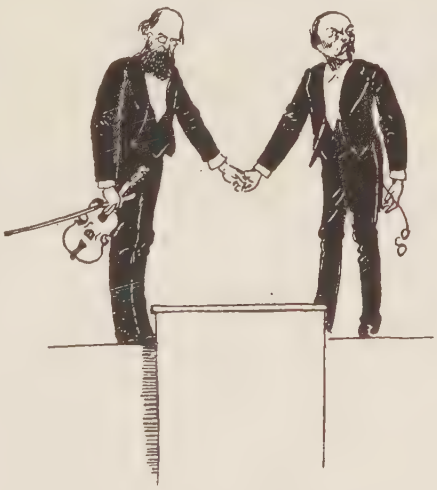
Der volle gesättigte Klang der früheren Militärkapelle ist mit nur 24 Mann, wie heute bei der Reichswehr, nicht mehr zu erreichen. Die Arrangements der Musikstücke für Militärmusik bekannter ehemaliger Musikmeister wie Bohne, Rosenkranz, Parlow, Reindel u. a. sowie des damaligen Direktors sämtlicher Musikkorps des Gardekorps, Wieprecht, ferner der Armeeinspizienten Roßberg, Grawert und Hackenberger sind für eine Besetzung von mindestens 36 Mann gedacht. Die meisten dieser prächtig klingenden Stücke sind mit 24 Musikern kaum ausführbar und gehen der Allgemeinheit verloren. Bei der kleinen Anzahl von Kapellen lohnt sich ein Neudruck nicht. Auch das Komponieren von neuen Militärmärschen und der Druck derselben ist kein Geschäft mehr, so daß die Kapellen wohl oder übel die alten Märsche weiterspielen müssen, die ja auch das Publikum von Kindesbeinen an liebt.



Deutschland war der einzige Staat, in dem der Dirigent nicht Offiziersrang hatte. Wir waren Soldaten, und das Höchste, was wir erreichen konnten, war die Verleihung des Titels Kgl. Obermusik-

meister. Der Titel Kgl. Musikdirektor war schon eine zivile Ehrung, die vom Kultusministerium verliehen wurde, nach vorangegangenen besonderen Kunstleistungen, wenn also z. B. eine Kapelle in einer Stadt wie Bromberg den Parsival im Stadttheater begleitete. In Oesterreich war es anders. Da engagierten sich die Regimenter bedeutende Musiker als Kapellmeister, wie z. B. Komczak und Ziehrer, die dann einfach die Uniform angezogen bekamen und bei Konzerten dirigierten, während der Tambourmajor den Dienst versah. Trotzdem hat Deutschland Männer hervorgebracht, wie Böttcke in Karlsruhe, den Kapellmeister Peuppus vom Münchener Leibregiment oder den alten Freese von den Maikäfern, ein Berliner Original, der in seiner burschikosen Art oft mit der Schnupftabaksdose in der Hand dirigierte. Solche Künstler haben ihrer Kapelle zu großer Popularität verholfen, und auch der deutsche Kaiser verschmähte es nicht, manchmal in seiner Kunstbegeisterung den Taktstock des Musikmeisters zu ergreifen und einen Marsch eigenhändig herunterzudirigieren.

Ob es mit der Freiluftmusik und damit auch mit der Militärmusik wieder besser werden wird, ist schwer zu beurteilen, der jetzige Publikumsgeschmack verlangt das Jazzorchester, und wenn auch schon im früheren Heer jeder Militärmusiker außer seinem Marschinstrument ein zweites Instrument beherrschen mußte, so wird man sich doch schwerlich einen Soldaten am Schlagzeug einer modernen Jazzband oder mit dem Saxophon vorstellen können. Selbst dem berühmten, den Schellenbaum tragenden Neger bei der Potsdamer Garde wäre diese Art Produktion unmilitärisch vorgekommen. Und Militärmusik, die ihren Ursprung von dem Trompeter hat, der im Mittelalter den Heerhaufen zusammenhielt, muß eben doch einen soldatischen Charakter haben, wenn sie auch in ihrer freien Zeit für Kultur und Volksunterhaltung sorgt.



Hans von Bülow
Karikaturen von Hans Schließmann
aus dem Jahre 1883

DAS CAPITOL

Von

HANS POELZIG

Die heut errichteten Kinos pflegen sich meist mit einem verwässerten Barock- oder Rokoko-Mantel zu umhängen, um trotz der ganz modernen Baubestimmung die Tradition irgendwie zur Geltung kommen zu lassen. Fraglos spielen hier falsche Vornehmtuerei, um den Instinkten der Masse zu schmeicheln, Feigheit und Unfähigkeit, an der eigentlichen Formenentwicklung zu arbeiten, eine große Rolle. Denn daß ein modern durchgeführter Kinoraum etwas ganz anderes ist als ein Theater des 18. Jahrhunderts, das ist ohne weiteres klar.

Jeder Bauherr wird ohne weiteres darauf dringen müssen, daß der *Organismus* seines Baus selbst modern gestaltet werde. Hierunter ist zu verstehen: volle Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Raumes — im Kampf mit den behördlichen Bestimmungen —, Durchführung dieser Ausnutzung mit möglichst geringen Baumassen, volle Sichtbarkeit des Bildes oder der Bühne von jedem Platz aus, Erreichung einer möglichst guten Akustik in musikalischer oder sprachlicher Hinsicht. Das rein Formale schert den Bauherrn durchschnittlich nur insoweit, als bei einer günstigen Lösung durch Besprechungen in der Presse die Reputation seines Baus erhöht wird. Dieser Punkt ist aber nicht so wichtig, da für Kinos durchaus die Gelegenheit da ist, in ausführlichen Annoncen auch die Schönheit des Theaters hinreichend anzupreisen.

Ein Drang oder eine Nötigung, auch im einzelnen dem Bau einen konsequenten und modernen Ausdruck zu geben, besteht nicht. Im Gegenteil läuft der Bauherr seiner Ansicht nach Gefahr, durch ein zu gewagtes künstlerisches Experiment sein Theater dem Durchschnittspublikum zu verekeln. Hieraus resultieren die Zurückhaltung und das Ueberwiegen von Kompromißlösungen, die der Moderne geben, was des Organismus ist, und der ornamentalen Tradition, was die dekorative Ausgestaltung angeht.

Vor allem aber ist ein Gebiet da, von dem aus die konsequente moderne Durchbildung einsetzen muß. Das ist die *Beleuchtung*. Die wirkliche Ausnutzung der elektrotechnischen Beleuchtungsmöglichkeiten, direkt oder indirekt, verlangt Räume, die diese Beleuchtungsart zur vollen Wirkung kommen lassen, und deren Form sich den Beleuchtungsmöglichkeiten anpaßt. Der Architekt wird also Raumformen ersinnen müssen, die die Ausnutzung moderner Technik nicht nur ermöglichen, sondern aus ihren Möglichkeiten heraus sich aufbauen. Und da unsere Kinos auf Tageslicht so gut wie verzichten, und keine Form ohne Licht zur Erscheinung kommen kann, muß das künstliche Licht als *raumschaffend* in die architektonische Rechnung eingesetzt werden.

Ein weiterer Faktor und wahrlich ebenso wichtig ist die Rücksicht auf gute *Akustik*. Während die Lichtwirkung aber annähernd errechnet werden kann, tappen wir in der akustischen Frage noch stark im Dunkeln. Experimentelle Versuche bringen allmählich auch hier einige Klärung, aber die Akustiker be-

streiten sich vorläufig gegenseitig die Richtigkeit ihrer rechnerischen Methoden. Trotzdem sind aber doch schon einige Grundlinien da, die zum Beispiel für die Wirkung der Musik die knappste und darum die organischste Form mit einiger Sicherheit konstruieren lassen. Die modernen Beleuchtungsmöglichkeiten, die Entwicklung der akustischen Grundlagen können allmählich Raumformen entstehen lassen, die in dieser Konsequenz noch nie da waren, und die doch ganz und gar logisch aus modernen technischen Erwägungen und Berechnungen heraus entstehen und hieraus, in der Gesamtform und in den Einzelheiten, als neue Form geboren werden können.

SIAMESISCHE MASKENKATZEN

Von

EUGENIE v. GARVENS

„Betty, wir müssen Siamkatzen haben — hörst du?" ruft entzückt Alfred Flechtheim, als er die Bilder sieht.

„O Gott, alles, nur keine Katzen!" meint die schärmante Betty, „denk nur, wenn die sich einem aufs Gesicht legten!" —

Ich weiß nicht, warum sie ausgerechnet das tun sollten, noch weniger, wieso man dazu stillhalten müßte. Ich weiß nur, daß man sie haben muß! — Eine Katze ist d a s Tier des Aestheten, und das Zimmer einer Frau erfüllt sie mit anmutigerem Leben und einprägsamerer Schönheit als seltene Blumen.

Falsch, grausam, tückisch? Nein — eine Katze ist ein Tier von Welt. Die königlichste unter ihnen ist die Maskenkatze Siams.

Wildheit des Raubtiers, gebändigt im Umgang mit dem Menschen, — und doch ungebändigte Kraft, rassige Geschmeidigkeit des Pumas, gepaart mit lieblichster Koketterie, weiches Kurzhaar gleich dem glänzenden Fell des Bibers, rätselhafte Augen, vom tiefsten Enzianblau bis zum klaren Blau des Aquamarins in einer Maske von dunklem Braun, das in den weichen Tönen des Rauchtopases über den schmalen Rücken und in dunkle, zarte Pfoten verläuft, das sind ihre Merkmale.

Königlich, — in ihrer stolzen Unabhängigkeit, und weil sie in den Palästen Siams und seinen Tempeln heilig gehalten wird in der Ueberzeugung, daß die Seelen verstorbener Könige in der Form dieser unvergleichlichen Tiere vollkommenerer Form entgegenreifen.

Könnte ich in Worten dem entzückenden Esprit, der Schönheit der Linie, dem Adel der Bewegung wie der Grazie der Ruhe, der vollendeten Beherrschung jeder Situation, den gesellschaftlichen Talenten — kurzum, der wahren Vollkommenheit dieser Tiere nur annähernd gerecht werden, so stiege in der Welt der Aestheten und Tierfreunde eine solche Sehnsucht nach ihnen auf, daß die Katzenmütter Siams von einem Wochenbettchen ins andere steigen müßten, sie zu stillen, und zu andern Freuden ihres Katzendaseins nicht mehr die philosophische Ruhe und Beschaulichkeit fänden, durch die sie uns heute entzücken.

EIN STURZ IN DIE FLUTEN

Von

GEORGES AURIC

Ich erinnere mich einer Zeit meines Lebens, wo ich regelmäßig Rechenschaft geben mußte über das, was ich im Theater oder im Konzert zu hören verdammt war. Jede Woche an einem bestimmten Tage zermarterte ich mir das Gehirn, um ein annähernd getreues Bild von dem Gehörten mit der ganzen Rechtschaffenheit zu entwerfen, die mir allein mein Geschreibsel zu rechtfertigen schien.

Wie oft hat mich damals diese Verpflichtung angeödet! Vor was für Abgründen, vor was für Nichtigkeiten habe ich mich damals nur allzu oft aufpflanzen müssen, vor wie vielen Sinfonien und Opern — — während ich das Gefühl hatte, wie schön es in diesen Stunden draußen sein müßte, in der Sonne, auf dem weiten Land, wie schön der Himmel und alle Dinge.

Indessen verdanke ich diesem Zwange den Vorteil, daß ich allen Schwankungen meiner Kunst gefolgt bin. Und andererseits: da ich unaufhörlich schrieb, so habe ich so aktiv als möglich an der Offensive teilgenommen, die meine Kameraden und ich gegen eine ganze, uns verjährt erscheinende Gattung von Komponisten eingeleitet hatten. Dieses ständige Messen der täglichen musikalischen Kunstübung (von der mir nicht das geringste Detail entgehen durfte) an unserem eigenen glühenden Wollen gab diesem, wenigstens was mich betrifft, etwas recht Krampfhaftes. Und so führte ich im Reich der Töne ein ziemlich romantisches Herz spazieren, trotz all der guten Leute, die mich der Jazzband-Trommel oder den melancholischen Posaunen des Jahrmarktrummels für lange Zeit verfallen wähnten.

Heutzutage habe ich jeden kritischen Apparat weit hinter mir gelassen. Aber jenes famose Recht jedes Künstlers, an den Rand seiner Kunst etwas zu schreiben oder nicht zu schreiben — — ich erkenne es mir in vollem Maße zu, wo es mir zulässig erscheint, es in Anspruch zu nehmen. Denn mir geht es nicht um Urteil, sondern um Einfluß. Uns steht es zu, die Hochspannung, die Temperatur jedes *lebendigen* Werkes in ihrer unwiderstehlichen Gewalt fühlen zu lassen. Für das übrige gibt es die Aestheten und die Nachschlagebücher.

Ich habe vor kaum drei Monaten Wedderkop in London getroffen. In einem sehr vergnügten Atelier tanzten junge Maler. Eine solche Sorglosigkeit war in der Luft, daß ich eine unglaubliche Neigung zu Optimismus und zu guter Laune in mir spürte. Damals war es, daß

Fokko Mees Holzschnitt

ich ihm einen Artikel, diesen Artikel, versprochen habe, einen Blick auf unsere Situation, auf die Verfassung eines jungen Mannes, der mit eigenen Ideen, einiger Energie und einigem Ehrgeiz durch die „moderne" Musik geht. In dieser Minute ermesse ich die Tollheit meines Einfalls. Ich muß entschwundene Erinnerungen wieder zurückrufen und mich in eine schon recht entfernte Atmosphäre zurückversetzen und gegenüber dem, was ich wohl oder übel meine „Realisationen" nennen muß, den Abstand messen, der uns von den enthusiastischen Träumen trennt, die doch erst sechs Jahre alt sind.

Formeln, Systeme, Kommentare: Ebensoviel Barrikaden! Schieben wir sie beiseite, und dringen wir kühn ins Herz des Werkes selbst! Stellen wir keine schwarze Tafel auf, um darauf große Linien zu

ziehen zu einem überflüssigen „Quod erat demonstrandum". Es gibt keine Musik, die man beweisen kann. Nur die größte Herzenseinfalt öffnet hier die sichersten Wege. Es kommt darauf an, jenen Duft zu empfinden, jene Ausgeglichenheit, jene Grazie, aus der der Lyrismus geheimnisvoll entspringt.

Ich stoße auf einen Satz Winkelmanns, der mich immer so sehr aufbringt, daß ich daraus meine Position entwickle: „Die vollkommene Schönheit ist wie klares Wasser; sie hat keinerlei Geschmack."

Für mich gibt es keinen unrichtigeren Ausspruch. Jede Schönheit, die mich ergreift, hat ein bestimmtes „Aroma", das nur ihr eigene. Seelische und sinnliche Ergriffenheit verursachen einen unerklärlichen Niederschlag, eine harmonische, reiche Blüte (Schönheit läßt sich nicht in bestimmte Grenzen bannen). Die „reinste" Musik hat nicht das mindeste gemein mit „reinem Wasser" — außer vielleicht für jemanden, der sich zu einer geradezu verächtlichen Dialektik herabläßt. Mozart hat sein eigenes Aroma, das nicht weniger stark ist als das Strawinskys. Geist und Herz verbinden sich, um ihr weites Kartenhaus zu errichten. Ich stehe betrachtend, staunend davor. Die „Zauberflöte" oder „Sacre du Printemps" — einerlei: sie sind Meisterwerke, sie sind da, dauerhaft, solide, widerstandsfähig gegen alle Stürme. Ich weiß gewiß, sie sind unerschütterlich. Aber, sie wandeln sich allmählich, je mehr ich mich ihnen nähere, je enger ich sie umkreise. Schließlich habe ich nur noch ein zauberhaftes Bund Blumen in der Hand.

Donatello, Verrocchio, verschiedene Künstler der italienischen Renaissance formten manchmal, um ihren Werken Wahrhaftigkeit zu geben, Totenmasken. Es sind diejenigen unter den jungen Musikern, die ihre Kompositionen nach den Nachlässen Wagners oder Debussys formten, die ich vom ersten Tage an bekämpft habe. Das Straußsche Kasperletheater, mal großmäulig, mal geziert, konnte sie nicht mehr in Versuchung führen. Dann erlebten wir „Sacre du Printemps", ein Werk, ganz und gar durchdrungen von den Wallungen des Genies, explosives Orchester, Bombe, die alte Bäume entwurzelt und in den Grundfesten gelockerte Bauwerke einstürzen läßt

Aber schon um 1917 war die Erinnerung an dieses Fieber, an dieses Ereignis, das uns einmal überfallen und unsere Herzen erschüttert hatte, abgeschwächt. In einem Atelier des linken Seine-Ufers, das in einen Musik- und Ausstellungssaal der jungen Künstler des Montparnasse umgewandelt war, fand damals ein Musikfest zu Ehren des Werkes von Erik Satie statt. Unbeschreiblich ist das Erstaunen, das ein Publikum ergriff, das der faden Nachahmung

Siamkater und Perser. Besitzerin Frau v. Garvens, Worpswede

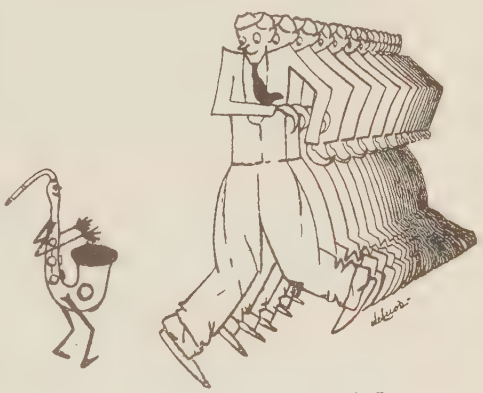
Siamkatze „Schnüfti" Züchterin Frau v. Oertzen

Miß Joan Wyndham

der Debussysten etwa überdrüssig war, wie z. B. eines Louis Aubert, dessen Bruder die Belanglosigkeit und dessen Gefährtin die Geistesarmut sind. Erst auf diesem Musikfest offenbarte sich die Größe, die Realität des Menschen und des Werkes Satie. Dieser allgemeinen Offenbarung möchte ich ein Wort Strawinskys hinzufügen, das er mir nach einem Vortrag von „Parade" sagte: „Es gibt drei französische Musiker: Bizet, Chabrier und Satie."

Schlagen Sie die Partitur zu „Parade" auf, in der drei „Nummern" aufeinander folgen, die die Musik-Hall nicht umgestalten, sondern sie erweitern und vergrößern. Und übersehen Sie nicht die Zartheit, die Pathetik von „Socrate", einem Konzert, das erfüllt ist von Rhythmus und Harmonie, in dem jeder Teil den anderen überbietet an immer neuer Bewegung und neuer Ausgeglichenheit. Hier am stärksten ist die klare und starke Lehre unseres Meisters fixiert.

Darf ich noch unsere Kollektivvorstellungen erwähnen: „Le Boeuf sur le Toit" von Jean Cocteau und Darius Milhaud, meinen Foxtrott: „Adieu, New York", dann die Musik zu „Les Mariés de la Tour Eiffel" und an das schwedische Ballett mit den Bühnenbildern von Irene Kagut, Kostümen und Masken von Jean Hugo.



de Luca

Schon oft habe ich die wundervollen Verse erwähnt, mit denen Apollinaire seine „Calligrammes" abschließt:

„Soyez indulgents lorsque vous nous comparez
A ceux qui furent la perfection de l'ordre,
Nous qui quêtons partout l'Aventure . . ."

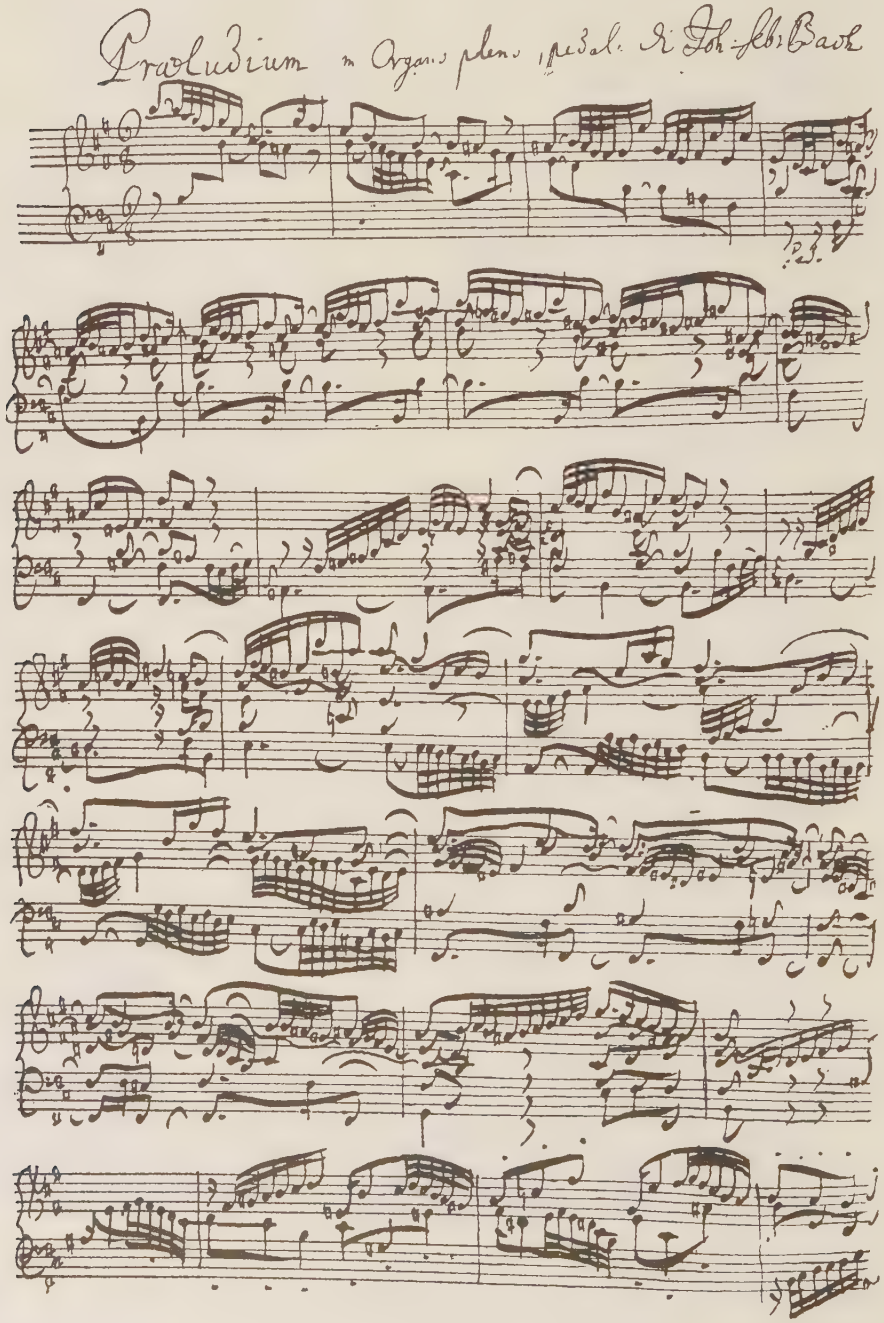
Nein, es ist keine Vollendung in unseren gegenwärtigen Werken, und ich fühle in mir stets den Ruf zum Abenteuer, der mich immer davor bewahren wird, mich einer Regel, einem Gesetz zu unterwerfen. Aber wieviel Nachsicht haben wir zu fordern! Inwieweit haben wir, die Heutigen, ein Recht, die herrlichen Worte eines Dichters für uns in Anspruch zu nehmen, der oft mit der Treuherzigkeit eines Kindes die größte Reinheit erreicht hat?

Das frage ich mich. Ich zögere, ich fasse Mut. Ich stürze mich von neuem in die Fluten.

Unglücklich der, der es niemals wagt, sich den Fluten anzuvertrauen.

ORIGINAL-HANDSCHRIFT VON JOHANN SEBASTIAN BACH

(Aus dem musikhistorischen Museum in Köln)



Albrecht Altdorfer — Sarmingstein

ZWEI GEDICHTE

von

GOTTFRIED BENN

*

I. JENA

„Jena vor uns im lieblichen Tale“
schrieb meine Mutter von einer Tour
auf einer Karte vom Ufer der Saale,
sie war in Kösen im Sommer zur Kur;
nun längst vergessen, erloschen die Ahne,
selbst ihre Handschrift, Graphologie,
Jahre des Werdens, Jahre der Wahne,
nur diese Worte vergesse ich nie.

Es war kein berühmtes Bild, keine Klasse,
für lieblich sah man wenig blühn,
schlechtes Papier, keine holzfreie Masse,
auch waren die Berge nicht rebengrün,
doch kam man vom Lande, von kleinen Hütten,
so waren die Täler wohl lieblich und schön,
man brauchte nicht Farbdruck, man brauchte nicht Bütten,
man glaubte, auch andere würden es sehn.

Es war wohl ein Wort von hoher Warte,
ein Ausruf hatte die Hand geführt,
sie bat den Kellner um eine Karte,
so hatte die Landschaft sie berührt,
und doch — wie oben — erlosch die Ahne
und das gilt allen und auch für den,
die — Jahre des Werdens, Jahre der Wahne —
heute die Stadt im Tale sehn.

*

II. ANNONCE

„Villa in Baden-Baden,
schloßartig, Wasserlauf
im Garten, Ballustraden
vermietbar oder Kauf" —
das ist wohl so zu lesen,
von Waldessaum begrenzt,
mit Fernblick und Vogesen
und wo die Oos erglänzt.

Nun mag wohl ein Tiroler
von Burg und Martinswand
erwägen, ob ihm wohler
im wellig heitern Land
oder aus andern Kreisen,
wo Herz und Sinne weit
das Schöne offen preisen
und frohe Gastlichkeit.

Zum Beispiel Sommerstunde
geöffnet der Salon,
berauscht die Rosenrunde
vom Klang des Steinway son
das Lied, das Lied hat Flügel,
wie's durch den Garten zieht,
wo man vom Flaggenhügel
die Handelskammer sieht.

Oder wie seelisch offen,
wie strömt man hin so frei:
„Der Mann dort in Pantoffeln,
der Gärtner, zieht im Mai,
er will schon wieder gehen,
und eh' man dann was fand,
man gibt die Orchideen
nicht gern von Hand zu Hand."

So nicht nur Ehrenrunden
und Oberflächlichkeit,
es führt zu innern Stunden,
Leid und Vergänglichkeit
und hält Gesundheitsschaden
für die Familie auf
die Villa Baden-Baden,
schloßartig, Wasserlauf.

REISE UM BENN

Von

RUDOLF KURTZ

In blauer Korrektheit, blond gescheitelt, nicht mehr Embonpoint als ziemlich und sonor beherrschter Ton. Aus der Sprechstunde — vom Beruf her — etwas, das verschreibt, Ratschläge gibt, sich leise gelangweilt vom Stuhlgang bis um das Zahnpulver bekümmert. Mit einem verlegenen Gefühl für das Private seiner geistigen Existenz und ohne große Schätzung für den Spezialarzt in Raum und Zeit.

O die Vereinsamung in der sozialen Welt. Bezogenheit entlarvt sich als Isolierung, jeder Händedruck trennt, ja und nein erschafft neue Inselhaftigkeiten der Seele. Nur Allein-Sein, kunstvoll hergestellt, baut die Brücke, verflicht eins in alle, macht Ich zu Mensch. Menschlichstes Glück des Schreibtischs, sanften Lichts gebadet, Ferne und Nähe gemeinsam, stiller noch und verschwistert mit allen Organismen. Der Dichter, abgezogen der Wirklichkeit, die seine statistisch erfaßbare Existenz aufnimmt und darum für ihn unverdaulich: an rotblühenden Abenden, Anschleichen blauer Nebel, Schaufeln voll Mondlicht durch Spitzengewebe — da nun beginnt Aufgang des privaten Seins, da nun entsteht Gemeinschaft, Menschverbundenheit, Welt. Alles nach innen gelegt: herum die Stummheit. Leben in einer Glasflasche. Atmen, gesteigert durch den Druck einer Stickstoffhülle.

Was dort spazieren geführt wird, ist blond, mit Kornblumenaugen, lebensüberströmt in Sonne und Laub. Recht eigentlich Eldorado der Lebensfreunde, der wohlgenährten Kenner, der Schwärmenden auch und der Beseligten. Wenn das Wissen nicht wäre und seine Chimäre.

Die Illusion des Wissens aber ist die Pseudo-Wirklichkeit, das Atmen der Schatten, Umarmung der anatomisch greifbaren Skelette. Schwere gehirnliche Infektion, durch alle Examina gehetzt, immun gegen Säure und Ekstase, zerfaltet in Formeln, zerknittert, zusammengeschnurrt wie eine peruanische Topfleiche. Zwei Welten, die wie astrale Kreise ineinanderschweben, Explosion der Berührungen, Strahlenfeuer der Schnitte — weiche Gehirne, unter Stacheln von Europäerangelegenheiten leidend, tief zerstuft, nadelspitz. Ein Lamm mit Belladonnaaugen. Parzival mit dem Kokainlöffel. Kaspar Hauser, um eine verschminkte Hure psychoanalytisch bemüht.

Blauer Wein über rötlichem Marmor, von Sternennächten sanft umrauscht. Meer, das ans Ufer spielt, warm, milde, abklingend. Mittag und Schlaf. Warm wie Heimat, warm wie Meer, warm wie Mutterschoß. O unsere Heimat, verwüstet durch Kategorien, entlaubt durch Hypothesen, unwirtlich von Beweisen. Eine grelle Bühnendekoration, im Vordergrund aufgestellt, Perspektiven beanspruchend, Dimension behauptend, Leben aus Lichteffekten. O und zerfließend, Entformungsgefühl, im Wellenschlag mitatmend, mechanisch, ohne personellen Aufwand und Ehrgeiz. Ein Postbeamter unter andern, ganz klein, mathematisch nicht mehr beachtlich, nur so ein bißchen atmend, amöbenhaft, ohne Aktivität das Wehen des Windes in den Zellen spürend und in guter

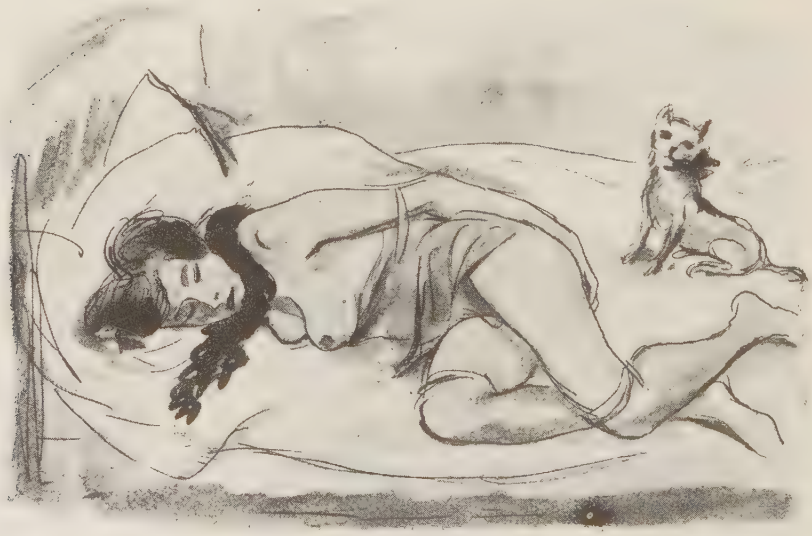
Stunde: Stäuben der Sonne. Reduktion auf die Zelle, ohne Vernegerung, ohne Banales. Traum des Gehirnlich-Verhetzten, dem Bild und Wort sich nicht decken. Der panisches Erschrecken fühlt vor dem, was Vision war und nun Begriff ist.

Schicksalsvolle Trennung des Erlebens und Aussprechens. Im Wort ist Knochen, Kalk, statische Konstruktion. Das lebte einmal, trug Farbe, das strotzte wie gespannte Euter: und ist nun Wort, Marke, Sinnbild.

Die Logik wird zum Problem, das Hier und Da, Innen und Außen. Illustration: die Zufälligkeit des Menschen. Umlagerung von ein paar Nervenfasern, Trübung des Himmels, Horizont violett, schwere Tücher schleppen, kalte Sonne: schizophren. Lächerliche Fratze des Anspruchs. Was ist der Mensch? Anspruch auf ein Dutzend medizinischer Fachausdrücke, und wenn er seine Jahrhundertreife vergißt, kräftig zupackt: eine Groteske im Dreck, verwestes Nasenbein, das Lied an die Freude quäkt, Zahnstummel, der ergo cogito kaut. Es lebe das Nachtkaffee, die Zither und der Aelpler und der knietiefe Schmatzkuß im Samtfauteuil.

Reise um die Welt Benns, Reise um ihn, Spaziergang in seine Seele. Wenn die Rechnung stimmen würde, gäbe es statt seiner Bücher eine nicht weiter beachtliche Leiche. Sie stimmt nicht, weil Kunst in der Welt ist, Gestalten und Da-sein, Form und Wirklichkeit. Unsagbares Geheimnis der künstlerischen Form, das Qual und Leid, Glück und Siechtum nur ihr reines, ihr einfaches Material wird.

O dieser verlorene Ideologe, den das Wunder der Landschaft in seinem eitergrünen Träumen überrascht, dem Blitze der Sonne die wohlarrangierte Geschwürsymphonie zerreißen, in dessen Verwesungsatmosphäre Sinken und Steigen des Meeres träumerisch eindringt. Kühne Versicherung unseres großen, heroischen Daseins: der Dichter, der von einem sehr entfernten, sehr unbekannten, sehr gefährlichen Kap aus männlichen Schritts das Leben neu erobert.



Otto Schoff

Touchagues

DAS KUNSTGEWISSEN

Von

O. HENRY

„Ich konnte niemals meinen Partner Andy Tucker auf die legitimen ethischen Prinzipien des reinen Schwindels beschränken," sagte eines Tages Jeff Peters zu mir.

„Andy besaß zu viel Phantasie, um ehrlich zu sein. Er pflegte Projekte fürs Geldverdienen zu entwerfen, die so nach Betrug und Hochfinanz schmeckten, daß man sie nicht einmal in den Satzungen des Rabattsystems einer Eisenbahnkompagnie geduldet hätte.

Ich selber hielt nie etwas davon, eines Mannes Dollars zu schnappen, wenn ich ihm nicht etwas dafür geben könnte, zum Beispiel Schmuck aus Goldblech, Gartensamen, Hexenschußtinktur, Aktienzertifikate, Ofenschirme oder ein Loch im Kopf, kurzum etwas, was er für sein Geld zeigen konnte. Schätze: ich muß vorzeiten Neuengländer unter meinen Ahnen besessen und etwas von ihrer Nackensteife und biederen Polizeifurcht geerbt haben.

Aber Andys Stammbaum war anderer Art. Ich glaube nicht, daß er seine Abstammung weiter zurück verfolgen konnte als eine Aktiengesellschaft.

Eines Sommers, während wir im mittleren Westen das Ohio-Tal mit einer Kollektion von Familienalbums, Kopfwehpulvern und Haarwuchszerstörern abgrasten, bekam Andy eine seiner erhabenen und kriminellen Finanzideen."

„Jeff," sagte er, „ich habe mir gedacht, wir sollten diese Kohlrübenzüchter fallen lassen und unser Augenmerk auf irgend etwas Nahrhafteres und Produktiveres richten. Wenn wir fortfahren, diese Ackerknechte für ihr Eiergeld zu knipsen, wird man uns zu der Klasse der Naturschwärmer zählen. Was ist's, wollen wir in die Festungen des Wolkenkratzerlandes eindringen und einen feisten Spekulanten an der Kehle packen?"

„Well," sagte ich, „du kennst meine Idiosynkrasien. Ich ziehe einen geraden, nicht ungesetzlichen Geschäftsstil vor, so wie wir es jetzt treiben. Wenn ich Geld nehme, wünsche ich in den Händen des andern irgendeinen greifbaren

Gegenstand zurückzulassen, den er betrachten kann und der seine Aufmerksamkeit von meiner Spur ablenkt, selbst wenn es nur ein komischer Juxfingerring ist, mit dem man einem Freund Parfüm ins Auge spritzt. Aber wenn du eine neue Idee hast, Andy, so laß uns einen Blick auf sie werfen. Ich bin nicht so auf das Kleinhandwerk eingeschworen, daß ich irgend etwas Besseres als Beisteuer verschmähen würde."

„Ich dachte," sagt Andy, „an eine kleine Jagd ohne Hörner, Hunde oder Kameras unter den großen Herden des Midas Americanus, gemeiniglich bekannt als die Pittsburger Millionäre."

„In New York?" frag' ich.

„Nein, Sir," erwidert Andy. „In Pittsburg. Dort ist ihre Heimat. Sie lieben New York nicht. Sie gehen dann und wann hin, aber nur, weil man's von ihnen erwartet. Ein Pittsburger Millionär in New York ist wie eine Fliege in einer heißen Tasse Kaffee, er erregt Aufmerksamkeit und Kommentare, aber es macht ihm keine Freude. New York bespöttelt ihn, weil er in dieser Stadt der Schleicher, Snobs und Spötter soviel Geld verpulvert. In Wirklichkeit gibt er überhaupt nichts aus, während er sich dort aufhält. Ich sah eine Aufzeichnung über die Kosten eines zehntägigen Ausflugs nach der Großmäulerstadt, den ein Pittsburger unternahm, der einmal 15 Millionen besaß. So schrieb er's auf:

Eisenbahnfahrt hin und zurück	21 Dollar
Wagenfahrt zum und vom Hotel	2 „
Hotelrechnung pro Tag 5 Dollar	50 „
Trinkgelder	5 750 „
Endsumme	5 823 Dollar

Das ist die Stimme von New York," fuhr Andy fort. „Die Stadt ist nichts anderes als ein Oberkellner. Wenn du ihr zuviel Trinkgeld gibst, geht sie, stellt sich an die Tür und macht sich mit dem Garderobenjungen über dich lustig. Wenn ein Pittsburger Geld ausgeben und ein Vergnügen haben will, bleibt er zu Hause. Und dort ist's, wo wir ihn fangen werden."

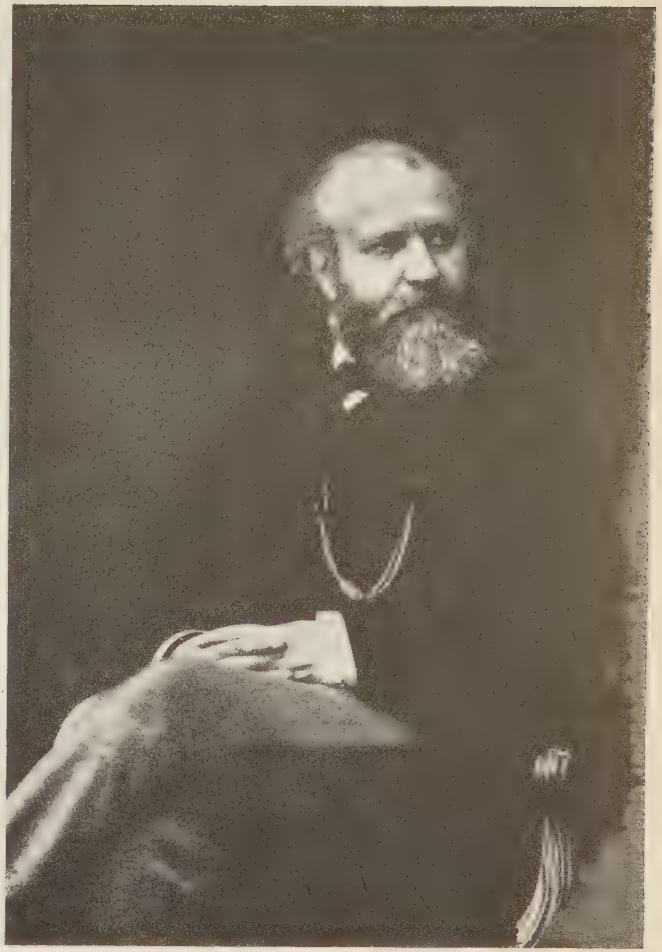
Gut also, um eine knappe Geschichte noch knapper zu machen, ich und Andy verpackten unsere Antipyrinpulver und Albums in den Keller eines Freundes und lenkten unsere Schritte nach Pittsburg. Andy hatte keinen besonderen Plan von spitzfindigen Kniffen und Gewalttaten entworfen, aber er hegte immer ein gewaltiges Vertrauen, daß seine unmoralische Natur bei jeder sich bietenden Gelegenheit parat sein würde.

Als eine Konzession an meine Begriffe von Selbsterhaltung und Rechtlichkeit versprach er mir, wenn ich bei einem kleinen geschäftlichen Abenteuer, das wir dort vielleicht ins Werk setzten, eine aktive und kriminelle Rolle spielen sollte, so würde irgendein Ding für den Geruchs-, Gesichts-, Geschmacks- oder Tastsinn wirklich vorhanden und angemessen sein, um dem Opfer für sein Geld übermittelt zu werden, damit mein Gewissen unbeschwert ruhen könnte. Auf das hin fühlte ich mich wohler und ließ mich fröhlicher auf das faule Spiel ein.

„Andy," sagte ich, als wir längs des Schlackenpfades, den sie Smithfield Street nennen, durch den Rauch schlenderten, „Andy, hast du ausgeknobelt, wie

v. Debschitz-Kunowski

Alban Berg



Charles Gounod

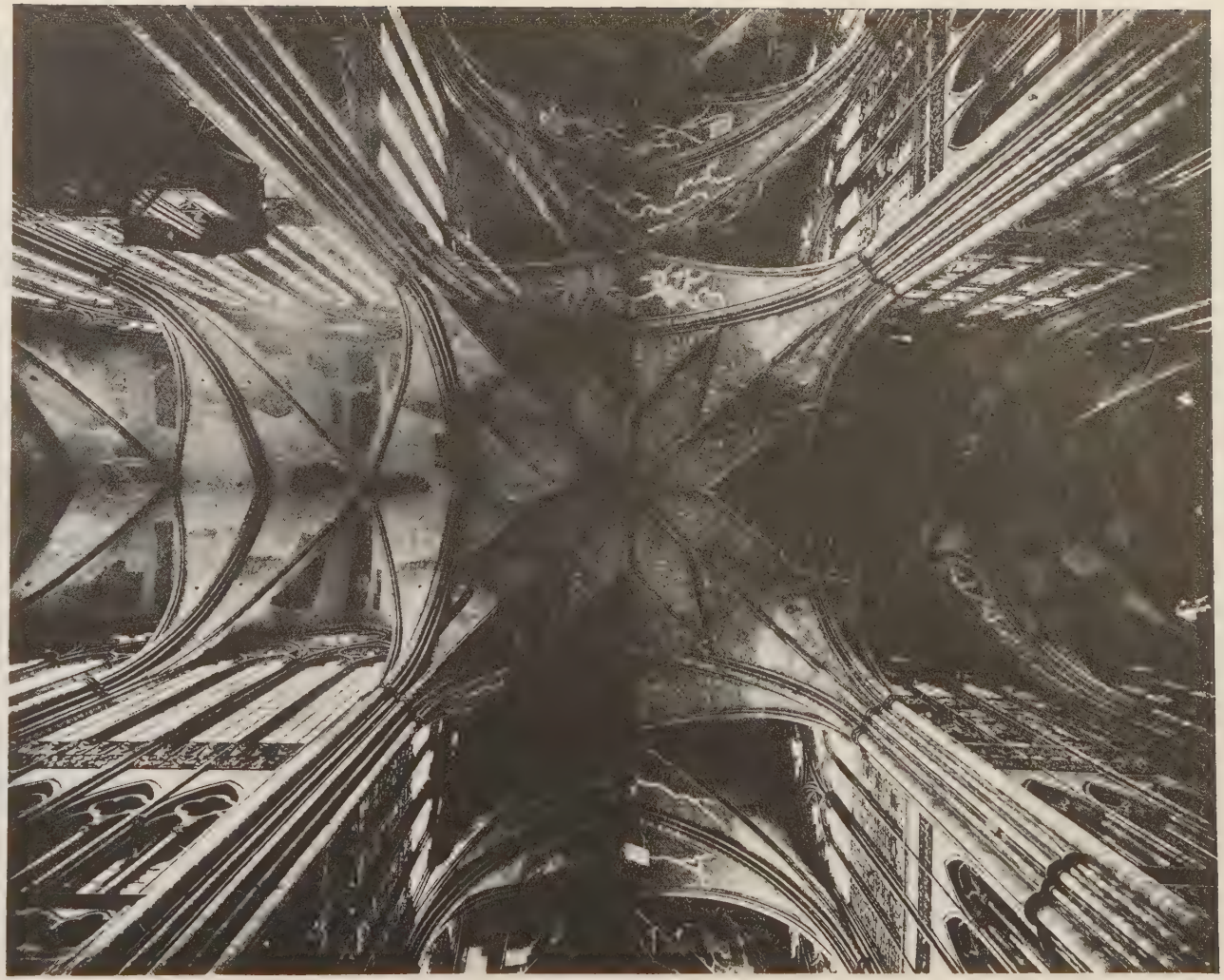
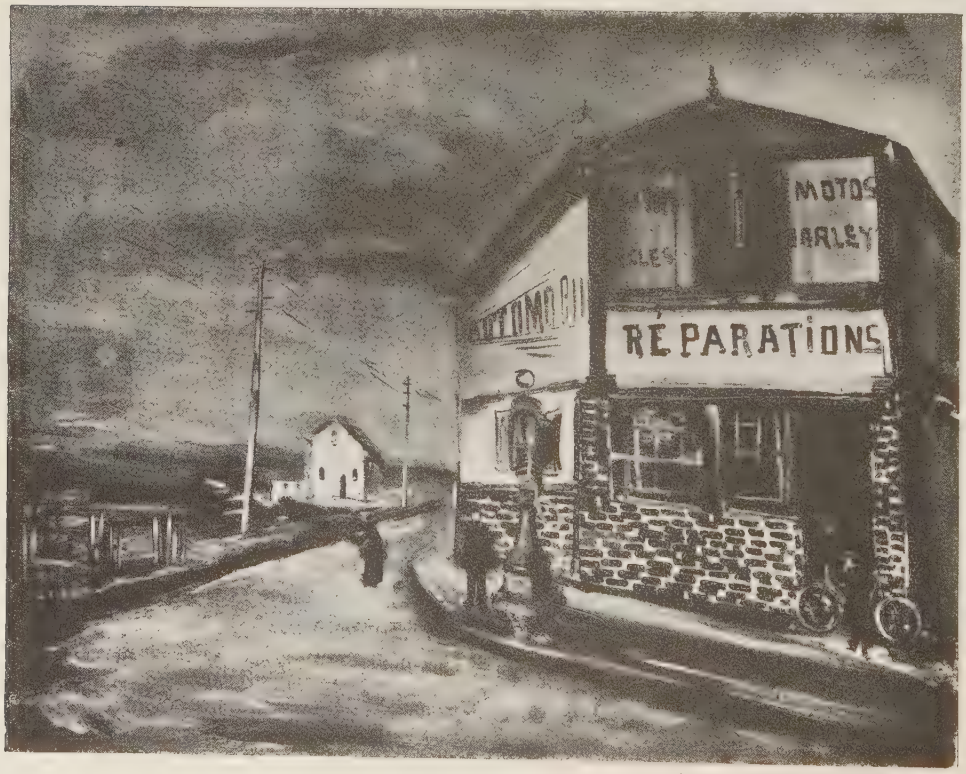


Photo Staatl. Bildstelle

Vierungsgewölbe im Dom zu Metz

Hans Poelzig, Decke im „Capitol", Berlin

Feierabend



Autoreparaturwerkstatt

Ausstellung Galerie Flechtheim

wir es anstellen müssen, um mit diesen Kokskönigen und Roheisenausbeutern bekannt zu werden? Nicht, daß ich meinen eigenen Wert oder mein System des noblen Benehmens in Verruf bringen und mit der Olivengabel oder dem Pastetenmesser arbeiten würde; aber wird nicht der Eintritt in die Salons der Importenraucher schwieriger sein, als du dachtest?"

„Wenn's überhaupt ein Hindernis gibt," erwiderte Andy, „so liegt es in unserer eigenen Verfeinerung und eingewurzelten Kultur. Die Pittsburger Millionäre sind eine feine Zunft von simplen, anspruchslosen, demokratischen Männern, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Sie sind rauh aber unfreundlich in ihren Manieren, und obgleich ihre Art lärmend und ungeschliffen ist, steckt doch hinter allem ein gutes Teil von Unhöflichkeit und Anticourtoisie. Fast jeder einzelne von ihnen ging aus obskuren Anfängen hervor, und in obskurem Dunkel werden sie leben, bis die Stadt soweit ist, Rauchverzehrer zu verwenden. Wenn wir uns einfach und ohne Ziererei benehmen, nicht zu weit von den Kneipen weggehen und so viel Staub aufwirbeln wie ein Schutzzoll auf Stahlschienen, wird es uns nicht die leiseste Mühe machen, einem oder dem andern ganz gemütlich zu begegnen."

Well, Andy und ich trieben uns ungefähr drei oder vier Tage in der Stadt herum und orientierten uns. Wir lernten mehrere Millionäre von Ansehen kennen.

Einer pflegte mit seinem Automobil vor unserm Hotel anzuhalten und sich einen halben Liter Champagner herausbringen zu lassen. Wenn der Kellner den Stöpsel geöffnet hatte, setzte er die Flasche an den Mund und trank sie aus. Daraus konnte man ersehen, daß er Glasbläser war, bevor er sein Vermögen verdiente.

Eines Abends blieb Andy aus und kam nicht zum Essen ins Hotel. Um 11 Uhr trat er in mein Zimmer.

„Hab' einen gestellt, Jeff," sagte er. „Zwölf Millionen. Petroleum, Walzmühlen, Grundbesitz und Erdgas. Es ist ein feiner Mann; hat kein Getue an sich. Verdiente sein ganzes Geld in den letzten fünf Jahren. Hat Professoren gemietet, die jetzt seine Erziehung besorgen — Kunst, Literatur, Toilettenartikel und sonstige Dinge. Als ich ihn sah, hatte er eben gegen einen Mann vom Stahltrust eine Wette von 10 000 Dollar gewonnen, daß es heute vier Selbstmorde in den Walzwerken am Alleghany geben würde. Daher mußte jeder, den er in seiner Nähe traf, herankommen und mit ihm trinken. Er fand Gefallen an mir und forderte mich auf, mit ihm zu dinieren. Wir gingen in ein Restaurant in der Diamond Alley, saßen auf Stühlen, genehmigten perlenden Mosel, Muschelragout und Apfelkuchen. Dann wollte er mir seine Junggesellenwohnung in Liberty Street zeigen. Er hat zehn Zimmer über einem Fischmarkt, mit Badebenutzung im nächsten Stock. Er sagte mir, die Einrichtung habe ihn 18 000 Dollar gekostet, und ich glaub's. Er hat in einem Zimmer Bilder im Wert von 40 000 Dollar und in einem andern Kuriositäten und Antiquitäten für 20 000. Er heißt Scudder, ist 45 Jahre alt, erhält Klavierlektionen und 15 000 Fässer Erdöl pro Tag aus seinen Bohrlöchern."

„All right," sag' ich. „Startgeschwindigkeit befriedigend. Aber Ke wule-wu? Was nützt uns der Kunsttrödel? Und das Oel?"

„Nun," erwiderte Andy, gedankenvoll auf dem Bett sitzend. „Dieser

Mann ist nicht das, was man einen gewöhnlichen Protz nennen würde. Als er mir sein Kabinett mit den Kunstseltenheiten zeigte, hellte sich sein Gesicht auf wie die Tür eines Koksofens. Er sagte, wenn einige von seinen großen Käufen zustande kämen, würde er's so weit bringen, daß J. P. Morgans Sammlung von Konditortapeten und Perlstickereien wie der Inhalt eines Straußenkropfes aussehe, den eine Laterna magica auf den Schirm projiziert. Und dann zeigte er mir eine kleine Schnitzerei" — fuhr Andy fort —, „die, wie jedermann sehen konnte, ein wundervolles Ding war. Es sei etwa 2000 Jahre alt, sagte er. 's war eine Lotosblüte mit einem Frauenkopf in der Mitte, aus einem kompakten Stück Elfenbein geschnitzt. Scudder suchte es in einem Katalog auf und beschrieb's. Ein ägyptischer Schnitzer namens Khafra machte zwei solcher Dinge für den König Ramses II. um das Jahr vor Christi Geburt. Das andere ist nicht zu finden. Die Trödler und Antiquitätenwanzen haben ganz Europa durchstöbert, aber es scheint nicht im Handel zu sein. Scudder zahlte 2000 Dollar für das Stück, das er besitzt."

„Oh," sag' ich, „das klingt wie das Murmeln eines Bächleins. Ich dachte, wir kamen hierher, um den Millionären das Geschäft beizubringen, und nicht, um von ihnen Kunstgeschichte zu lernen!"

„Geduld," erwiderte Andy freundlich, „vielleicht wird sich der Nebel in kurzem zerteilen."

Den ganzen nächsten Morgen war Andy außer Haus. Ich sah ihn erst zu Mittag. Er kam ins Hotel und rief mich quer über das Vestibül in sein Zimmer, dann zog er ein rundliches Paket, ungefähr so groß wie ein Gänseei, aus der Tasche und wickelte es auf. Es war eine Elfenbeinschnitzerei, akkurat wie nach seiner Beschreibung die des Millionärs.

„Ich ging vor einer Weile in eine Trödelbude und Pfandleihe," sagt Andy, „und sah dieses Ding da versteckt unter einem Haufen von alten Dolchen und Plunder. Der Pfandleiher sagte, er habe es schon seit mehreren Jahren, und er glaube, es sei von einigen Arabern oder Türken oder ausländischen Kerlen geklaut worden, die unten am Fluß zu wohnen pflegten. Ich bot ihm zwei Dollar dafür, aber man muß es mir angesehen haben, daß ich es haben wollte, denn er sagte, er würde seinen Kindern den Pumpernickel vom Munde wegstehlen, wenn er sich auf eine Unterhandlung einließe, die nicht auf einen Preis von 35 Dollar abziele; schließlich bekam ich's für 25."

„Jeff," fährt Andy fort, „dies ist das exakte Gegenstück zu Scudders Schnitzerei. 's reicht ihr absolut das Wasser. Er wird 2000 Dollar dafür bezahlen, und zwar so hurtig, wie er sich eine Serviette unters Kinn binden würde. Und warum sollte es auch nicht das echte zweite Stück sein, das der alte Zigeuner geschnitzt hat?"

„Warum nicht, freilich!" sag' ich. „Und wie sollten wir ihn dazu zwingen, daß er es freiwillig kauft?"

Andy hatte seinen Plan fertig, und ich will Ihnen erzählen, wie wir ihn ausführten.

Ich erhielt eine blaue Brille, zog meinen schwarzen Frack an, zerzauste mein Haar und wurde Professor Pickleman. Dann ging ich in ein

anderes Hotel, trug mich ins Fremdenbuch ein und telegraphierte an Scudder, er solle mich sofort in wichtigen Kunstgeschäften besuchen. In weniger als einer Stunde lud ihn der Aufzug bei mir ab. Er war ein schwerfälliger Mann, mit einer Trompetenstimme, und roch nach Connecticut-Zigarren und Naphthalin.

„Hallo, Professorchen," ruft er. „Wie geht's Ihnen?"

Ich zerraufe mein Haar noch ein wenig stärker und starre ihn durch die blauen Gläser an.

„Sir," sag' ich, „sind Sie Cornelius T. Scudder? Aus Pittsburg in Pennsylvanien?"

„Ja", erwidert er. „Kommen Sie und trinken wir eins."

Rolf Nesch

„Ich habe weder Zeit dazu noch Verlangen nach solch schädlichen und verderblichen Vergnügungen," sag' ich. „Ich bin aus New York gekommen in geschäft — —, in künstlerischen Angelegenheiten. Ich erfuhr, daß Sie der Eigentümer einer Elfenbeinschnitzerei aus der Zeit Ramses' II. sind, die den Kopf der Königin Isis in einer Lotosblüte darstellt. Es wurden nur zwei solche Schnitzereien verfertigt. Die eine war viele Jahre lang verschwunden. Ich entdeckte und erwarb die andere in einem Pfand — — in einem obskuren Museum in Wien. Ich wünsche Ihr Stück zu kaufen. Machen Sie Ihren Preis."

„Nun, heiliger Paphnutius, Professorchen," sagt Scudder, „haben Sie die andere gefunden? Ich verkaufen? Nein. Schätze nicht, daß Cornelius Scudder es nötig hat, irgendwas zu verkaufen, was er behalten will. Haben Sie die Schnitzerei bei sich, Professorchen?"

Ich zeigte sie ihm. Er untersuchte sie sorgsam von allen Seiten.

„'s ist der Artikel," sagt er. „'s ist ein Duplikat von meiner, jeder Strich, jede Kurve. Will Ihnen sagen, was ich tun werde. Ich will nichts verkaufen, aber ich will kaufen. Gebe Ihnen 2500 Dollar für Ihr Stück."

„Wenn Sie nicht verkaufen wollen, so will ich's tun," erwidere ich. „Große Noten, bitte. Ich bin ein Mann von wenig Worten. Ich muß heute abend nach New York zurückfahren, ich lese morgen im Aquarium."

Scudder schickt einen Scheck hinunter, und das Hotel bezahlt ihn. Er zieht mit seiner Antiquität ab, und ich eile in Andys Hotel zurück, wie verabredet war.

Andy geht im Zimmer auf und ab und schaut auf die Uhr.

„Nun?" sagt er.

„Zweitausendfünfhundert," antworte ich. „Bar."

„Wir haben genau elf Minuten," sagt Andy, „um den Zug nach dem Westen zu erreichen. Schnell dein Gepäck!"

„Warum die Eile?" sag' ich. „'s war ein ehrlicher Handel. Und selbst wenn es bloß eine Imitation des Originals ist, wird er einige Zeit brauchen, bis er's herauskriegt. Er schien sicher zu sein, daß es der echte Artikel war."

„Er war's," sagt Andy, „'s war sein eigener. Als ich gestern seine Sammlung betrachtete, verließ er für einen Moment das Zimmer, und ich steckte das Ding in die Tasche. Nun, willst du deinen Koffer aufheben und dich beeilen?"

„Wozu denn?" frage ich. „Diese Geschichte mit dem Fund in der Pfand- — — —"

„Oh," sagt Andy, „aus Rücksicht auf dein Gewissen. Komm!"

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Paul Baudisch.

Islamische Schattenspielfigur

J. E. Labòureur — Radierung

GEORGES SEURAT UND DIE ÖFFENTLICHE MEINUNG

Von

FELIX FÉNÉON

Mit letzter Gewissenhaftigkeit beflissen, sich nach der Natur zu richten, und sogar bestrebt, ihre Methoden nachzuahmen und anzuwenden, gelangte Seurat dennoch zu Werken, die von allen andern isoliert sind und deren Originalität außerordentlich erscheint. Als er am 29. März 1891 im Alter von einundvierzig und ein viertel Jahren starb, hatte er Endgültiges geschaffen, das den Umfang seiner schöpferischen Begabung vollkommen erkennen läßt. Eine Laufbahn von acht bis neun Jahren ist ohne Zweifel wenig — oder doch nicht, denn es gibt in der Kunstgeschichte einige Maler, denen eine beinahe ebenso kurze Zeit genügt hat.

Es war die „Badeszene" (gegenwärtig in London, National Gallery), in der er sich zum erstenmal in imposanter Art dem Publikum offenbarte. Sie hing im Mai 1884 in der Gruppe „der Unbhängigen", aus der im selben Jahre jene berühmte „Société des Artistes indépendants" hervorging, bei der Seurat seitdem ununterbrochen ausgestellt hat. Schämte sich das maßgebende Komitee dieses Bildes, und war es der Meinung, daß, wenn man nicht malen kann, es eine Verschwendung bedeutet, seine Unfähigkeit auf sechs Quadratmetern auszubreiten? Tatsache ist, daß die „Badeszene" aus den Sälen entfernt und schamhaft in

die Nähe des Büfetts verwiesen wurde. Einzig einige Restaurationsgäste, die ihr Bier im Stiche ließen, erfuhren, daß eine neue Chiffrenschrift der Wirklichkeit ans Tageslicht getreten war, und daß es eine gültige Konvention mehr gab unter den nicht wenigen gültigen, aber vielleicht verbrauchten Konventionen, von denen die Malerei lebte.

Zwei Jahre später, im Mai 1886, wurde Seurat zur achten und letzten Ausstellung der alten Impressionisten eingeladen (sie umfaßte damals Cassatt, Degas, Forain, Gauguin, Morizot, Pissarro, aber weder Cézanne, noch Monet, noch Renoir). Er verdankte diesen Vorzug der Vermittlung von Pissarro, der augenblicklich und so gut es gehen wollte sich die Malweise seines jungen Kollegen zu eigen gemacht hatte. Dieser stellte außer Landschaften und Seestücken auch den „Sommersonntag auf der Insel Grande Jatte" (heute im Museum von Chicago) aus. Man muß glauben, daß auf dieser Riesenleinwand etwas aggressiv Ungewöhnliches zu sehen war, denn gleich ohne weiteres reizte sie den Besucher bis zum Paroxysmus, wenn er den für Seurat und Signac reservierten Saal betrat und sie an der gegenüberliegenden Wand bemerkte, die sie fast ganz einnahm. Bald konzentrierte sich — ein schwer erklärbares Phänomen — die Wut des Eindringlings, die zuerst sich auf die vierzig Personen verteilt hatte, auf den Affen, den die Dame des Vordergrundes am Gängelbande führte, und speziell auf seinen spiralförmigen Schwanz. Es schien, als seien dieses von Heimweh besessene Tierchen und dieser Schwanz nur dazu da, um ausdrücklich jede Person zu beleidigen, die die Schwelle überschritt.

Renée Sintenis — Radierung

Auch die einflußreiche Kritik brandmarkte Seurat einstimmig. Nur in den symbolistischen Blättern, namentlich der „Vogue", fand sie Widerspruch, und die Liste der Schriftsteller ist kurz, die in diesem oder in den folgenden Jahren eine Lanze für die Sache des Neo-Impressionismus einlegten, die einen mit Feuer, die andern mit Vorsicht: Paul Adam,

Arsène Alexandre, Paul Alexis, Jules Christophe, Gustave Kahn, Roger Marx, Charles Saunier, Emile Verhaeren — und ihre Autorität war damals recht bescheiden.

In jener fernen Zeit hatte Henri de Régnier Seurat bisweilen getroffen. Später ließ er seine Erinnerungen an ihn in ein Gedicht eingehen, in dem man den Maler der Seestücke von Grandcamp (1885), Monfleur (1886), Port-en-Bessin (1888), le Crotoy (1889), Gravelines (1890) und auch den Maler der „Parade" (1887—1888), der „Jungen Frau, die sich pudert" (1888—1889), des „Chahut" (1889—1890), des „Cirkus" (1890 bis 1891) und endlich den Zeichner, der mit keinen anderen Mitteln als dem Crayon Conté und dem Papier Ingres es dem Maler gleichzutun wußte, in seiner physischen Erscheinung und seiner gewohnten Verhaltungsweise wiederfand:

Seurat, une âme ardente et grave était en vous ...
Je me souviens. Vous étiez grave, calme et doux,
Taciturne, sachant tout ce que la parole
Gaspille de nous-même en sa rumeur frivole.
Vous écoutiez sans répondre, silencieux
D'un silence voulu que démentaient vos yeux;
Mais si votre art était sujet de la querelle
Un éclair animait votre regard rebelle,
Car vous aviez en vous, conçue avec lenteur,
Seurat, votre obstination de novateur
Auprès de quoi rien ne prévaut et rien n'existe,
Cette obstination qui fait le grand artiste.

Und dann zeigt uns der Dichter, nachdem er noch Seurats Streifzüge durch Jahrmärkte und Volksfeste pittoresk geschildert hat, den Maler bei der Arbeit:

Mais pour vous, ô Seurat, artiste au pur regard,
Ces spectacles n'étaient qu'un prétexte à votre art
Et, quand vous sembliez n'être là qu'un passant,
Vous les emportiez tous en votre esprit puissant,
Puis, au silence de l'atelier où se terre
Le travail obstiné, pensif, farouche, austère
Qui ne veut de flatteurs pas plus que de témoins,
Vous en faisiez, avec des lignes et des points,
Ces grands tableaux où la couleur et la lumière
S'unissent de façon logique et singulière
Et qui, C i r q u e, B a i g n a d e ou P a r a d e ou C h a h u t,
Montrent, jupe envolée au vent ou torse nu,
En la précision de son mélange optique,
Leur splendeur à la fois moderne et hiératique.

Auf diese Technik und Aesthetik, auf die am Schluß dieser Verse angespielt wird, wollen wir hier nicht des näheren eingehen. Sie sind in mehreren Büchern wirklich sehr gut umrissen: „Von Eugène Delacroix bis zum Neo-Impressionismus" (Paris 1899, Editions de la „Revue Blanche", neue Auflage bei Henry Floury); „Seurat", von Lucie Cousturier (Paris, Crès); „Seurat", von André Lhote (Rom 1922, Editions de „Valori Plastici"). In „Seurat" von Gustave Coquiot (Paris, 1924, Albin Michel) kann man eine Menge biographische Notizen finden und in einem Artikel des „Bulletin de la Vie Artistique" die Berichtigung der tatsächlichen Irrtümer in den letzten drei Werken.

Bei den Meistern des Impressionismus, mit Ausnahme Pissarros, fand der Neuerer nichts als Verständnislosigkeit, und das ist ziemlich natürlich, da er in der Tat gegen ihre Doktrin reagierte. Von dem Urteil von Degas über ihn lebt ein Wort fort: „Der Notar" sagte er, um den Ernst des Oeuvre oder des jungen Künstlers zu karikieren, den er zweifellos sofort vergaß. Als man Claude Monet neuerdings befragte, ließ er unter seiner Zuvorkommenheit seine Gleichgültigkeit durchblicken und äußerte, wie schade es wäre, daß die Systemwut eine so starke Sensibilität verdorben, und daß ein vorzeitiger Tod die Verwirklichung schöner Verheißungen verhindert hätte. Und wir erinnern uns, daß wir, Jahre nach dem Hinscheiden Seurats, Renoir bei Ambroise Vollard, der damals gerade die großen „Poseusen" von 1887—1888 (wenig später durch den Grafen H. K. nach Berlin entführt) auf den Speicher legte, getroffen haben. In steter Polemik über das Werk begleiteten wir ihn bis Montmartre. Zeichnung, Farbe, alles an diesem Bilde schien ihm gleichmäßig albern.

Vor Manets „Olympia" hat man im Jahre 1926 Mühe, sich vorzustellen, was denn das noch nicht Dagewesene war, das sie von früheren Darstellungen des Nackten so stark unterschied, um Europa dermaßen gegen sie aufzubringen. Von tausend Malern aufgenommen, haben sich ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten im allgemeinen Strome verdünnt. Nur bei ihrem Erscheinen war diese scharmante Frau einzigartig und konnte aufbringen oder verführen. Mit der Liebe zu einem überraschenden Werke muß man sich sputen. Ist es erst einmal zum „Meisterwerk" befördert, kann es nicht mehr wirkliche Liebe erregen, sondern nur noch den „Ausdruck unserer besonderen Wertschätzung". So ist es vielleicht auch schon zu spät, um Seurat zu „lieben". Die glückliche Zeit seines obskuren Ruhmes ist vorüber. Unter der Feder jedes Kritikers, der die Heroen der modernen Malerei katalogisiert, haftet sich sein Name automatisch an den Cézannes und Renoirs, und so beginnt denn — ach! — sein Werk in den Museen zu modern.

(Deutsch von Franz Leppmann)

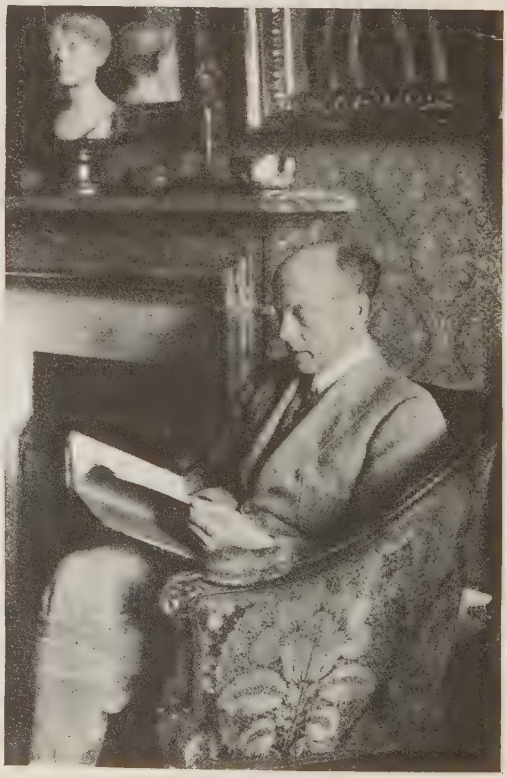
Züchterin Frau v. Oertzen

Siamkater „Scheu Sanda“ der Frau von Garvens, Worpswede

Bei Dr. G. F. Reber in Lugano

Picasso-Bilder

In der Bibliothek



Dr. Reber

Photo Librairie de France

Georges Seurat, La Baignade

Collection Bernheim-Jeune

Georges Seurat, La Parade

Barnes Foundation, Philadelphia

Georges Seurat, Les Poseuses

DIE OLIVEN VON MAJORKA

Von

RICARDO BAEZA

Zwanzig Jahre lang, berichten die Angehörigen Jean Moréas', pflegte der große Dichter, jedesmal, wenn das Thema der Pflanzenwelt aufkam, mit üblicher Feierlichkeit zu erklären:

»Vraiment, messieurs, je n'ose pas décider, quel arbre est le plus beau, si c'est le cyprès ou bien l'olivier . . .«

Bis er schließlich eines Tages, nach 20 Jahren, zu seinen Freunden trat und ohne weitere Einleitung, wie jemand, der ein Problem von höchster Dringlichkeit gelöst hat, festlegte:

»Messieurs, je sais déjà quel arbre le plus beau: c'est l'olivier.«

Worüber für mich kein Zweifel besteht, ist die Tatsache, daß es keinen Dichter gibt, der, nachdem er einmal die Oliven von Majorka betrachtet hat, die Streitfrage nicht in gleicher Weise wie der Dichter lösen wird. Viele Sterbliche, für die der Baum nicht mehr bedeutet als das derzeitige Laubwerk, würden zugunsten von Arten größerer Umfänglichkeit entscheiden können, oder solchen mit stolzerem Astgeranke oder mit ansehnlicheren Früchten; aber ein Dichter, der nach der Nuance entscheidet und dessen Augen nicht allein den Gegenstand unter dem Gesichtspunkt des Augenblicks sehen, sondern auch seine Entwicklung in der Vergangenheit, wird nicht schwanken.

Bezüglich seiner geschichtlichen Abstammung kann dem Oelbaum sicherlich kein anderer verglichen werden. Die Olive ist der erste Baum, den die Bibel erwähnt; von ihm trägt die Taube aus der Arche einen Zweig im Schnabel, zum Zeichen des neuen Bundes zwischen Gott und der Schöpfung — als die Gewässer sich zurückzogen; — danach wurde er das höchste Sinnbild des Friedens. David und Salomon rufen zu seiner Anpflanzung auf, und wir kennen die Bedeutung seines Oeles bei den Salbungen, Opfern und gottesdienstlichen Feierlichkeiten des hebräischen Volkes. Und wenn wir uns aus dem Heiligen Land auf klassischen Boden begeben, finden wir ihn auch dort als Allegorie des Friedens und des Sieges. Nach der Legende bringt ihn Herkules aus den Ländern des Nordens als herrliche Gabe für die Menschen; Minerva wird seine Patin, und die Sieger in den Panathenäen und den olympischen Spielen empfangen als Preis Kränze, die aus den Blättern des der Akropolis geweihten Baumes geflochten wurden... Aber, wer möchte die Geschichte seiner unerschöpflichen Freigebigkeit gegenüber den Menschen vollkommen darstellen, wo es doch gelegentlich dazu kommt, daß er zum Grundstoff ihrer Nahrung wird? Eine Brotrinde,

einige Tropfen des goldenen Oeles und ein paar Körner Salz: Was braucht man in Wirklichkeit mehr zum Leben?

Und seine Schönheit... Welches Laub ließe sich an Bildungszartheit mit diesem schmalen, schlichten, hauchigen Blatt des Oelbaums vergleichen? Kein anderes verbrüdert sich mit der Luft, die es umhüllt, so innig, daß es für das Auge bei gewissem Licht sogar mit ihr verschmilzt. Und die zarte Anmut dieses unbeschwerten Laubwerks, das aus einem rauhen, runzeligen Stamm herausstrebt, der die Fähigkeit besitzt, das Ansehen eines Felsblocks und seltsamste und feindseligste Gestalten anzunehmen? Wundersames Laub, dessen Blätter hart und lanzenspitz sind und doch die gleiche ausgesuchte Empfindsamkeit haben wie die der Silberpappel; wie diese, grün und poliert auf der Oberfläche, gräulich auf der Rückenseite, aber im Ton um vieles delikater und ohne das ständige eitle Zittern. Der leiseste Windhauch genügt, um plötzlich die Farbe des Blattes zu ändern; vor einem Augenblick war es von einem blassen Blaugrün, und da! jetzt ist es in das Gespenst eines weißlichen Flämmchens umgewandelt.

Und wie stelle ich es dar, auf welche Weise sich mit der Anmut und luftigen Zartheit dieses Laubes die Tugend seiner Ausdauer paart, seiner Widerstandskraft beim Ansturm der Jahreszeiten? Einziges Fruchtlaub, das immer währt. Und die schöne Zurückhaltung im Sichentfalten der winzigen weißen Oelbaumblüte, die nicht aus den Blättern hervorstechen will und, versteckt, sich in die grüne Steinfrucht der Olive verwandelt, grün wie das Blattwerk, und so rein und herrlich, daß sie keinen anderen Schmuck duldet!

Wenn aber die Olive der schönste Baum ist, kann man um so sicherer sein, daß der von Majorka als der schönste von allen Oelbäumen gelten muß. Und überdies der verehrungswürdigste Europas, so erhaben wie die Sykomore von Matariya, von der die koptische Tradition will, daß die Heilige Familie auf der Flucht vor den Söldnern von Dimas in ihrem Schatten Schutz fand; und wie der wilde Feigenbaum von Buddh-Gaya Abkömmling von dem, in dessen Schatten sich Gautama in Buddha wandelte. Am entgegengesetzten äußersten Punkt des Mittelmeer-Beckens, einige 500 Meilen entfernt, erheben sich andere Bäume von gleich bedeutender Abkunft: die Zedern des Libanon, schwarz und verschlossen; aber von diesen bleiben, wie die geheiligten Ueberlebenden vom Oelberg, nur noch wenige, und sie sind unfruchtbar und in Klausur, während die Oelbäume von Majorka mit ihrer ungebundenen Fruchtbarkeit die Insel ganz bedecken und sie zu Tausenden und Hunderttausenden gezählt werden können.

Die Bewohner von Majorka nennen diese alten Olivenbäume tausendjährig, und man versichert, daß viele unter ihnen das Tausend über-

schritten haben. Natürlich fehlt es auch nicht an Leuten, die diese Langlebigkeit bestreiten; aber damit bekunden sie nur, neben einem häßlichen Skeptizismus, ihre Unwissenheit. Die Olive ist ein Baum, der bis an viertausend Jahre leben kann, und es genügt, die von Majorka zu sehen, um das Gefühl zu gewinnen: die ihnen nur zehn Jahrhunderte zusprechen, schätzen vielleicht noch zu gering.

Eigensinnig aufrecht, ragt sie von der Erde mit der Majestät und Wucht eines Felsens in die Höhe, als ob sie sich an Stelle von Wurzeln in eine unterirdische Metallader fortsetzen müßte. Der Stamm scheint versteinert, und in Fällen, wo er neben dem Steinblock einer Verschanzung oder einer Schlucht herauswächst, verschmilzt seine Rinde mit dem Stein derart, daß, wäre nicht das lebendige Laubwerk, niemand denken möchte: unter dieser steinernen Kruste fließt noch belebender Saft. Aber das pflanzliche Wunder ersteht aus den tausend wahnsinnigen und verzweiflungsvollen Formungen, die diese Stämme angenommen haben, als ob ein Sturm des Grauens und des rasenden Schmerzes sie gekrümmt und für ewig in diese wahnwitzige Haltung gestanzt hätte. In sich verkrampft, wie in Windungen unertragbaren Schmerzes, heben sie sich mühselig vom Boden; oder sie schleppen sich in einem epileptischen Anfall, der sie mit Buckeln und Knotungen, wie von gemarterten Muskeln, übersät, einen Augenblick auf der Erde entlang, ohne Kraft, sich von ihr zu lösen; oder sie streben aufrecht verzweifelt in die Höhe, in einem Ungestüm von Flucht, und bedrohen den Himmel mit zwei grauenerregenden Stumpfen. Das Thema des Laokoon scheint das Kernmotiv dieser menschlichen Bildnisse. Unförmliche Schlangenfische, ungeheure Boas, riesige Pythone umringeln und zerdrücken in unlösbaren Ringen diese wahnwütenden Titane. Man sagt, daß Gustave Doré für einige der tragischsten Visionen seines „Inferno" sich an diesen Oliven von Majorka inspirierte.

Unsagbar eindrucksvoll ist auch der Kontrast zwischen den schrecklichen Baumgeschöpfen und der süß-lächelnden Landschaft rundum. Auf rosiger Scholle, vor dem Hintergrund blühender Mandelbäume, und einem jubelnden Horizont von patriarchalischer Abgeklärtheit unter zartem Frieden, offenbart sich das Drama der Pflanze in der Wucht eines Alpdrucks. Wenige Schaupiele werden an Phantastik und Schrecknis den Anblick eines dieser satanischen Olivenbäume übertreffen, wenn in der göttlichen Ruhe einer Vollmondnacht der folternde Inkubus aufzuleben und aufs neue zu schaffen scheint...

Es ist wahrhaft erstaunlich, daß keiner der großen Dichter, die aus Majorka stammen oder es lieben, daran gedacht hat, die Fürsten der majorkiner Scholle, die tausendjährigen Oliven, im Gedicht zu ver-

ewigen. Diese Bäume sind so edel und herrlich, so eindrucksvoll, daß man sie als Gegenstand nicht nur der Kultivierung, sondern auch eines persönlichen Kultes sehen möchte, der sich in einer alljährlichen Feierlichkeit, ähnlich dem Fest ausdrücken könnte, mit dem die Engländer die druidische Heiligkeit der Eichen feiern.

Aber, wenn das — immer undankbare — Volk sie nicht gebührend verehrt, wollen wenigstens wir sie feiern, die wir ganz wissen, was diese adligen Bäume bedeuten und was sie gesehen haben; und wer weiß, was sie noch zu sehen bekommen? Man muß bedenken, daß manche unter ihnen zwölf oder vierzehn Jahrhunderte alt sind, möglicherweise mehr. Als die Rasse, die heute Majorka bewohnt, erobernd die Insel betrat, trugen jene bereits durch Jahrhunderte Frucht. Der Adlige ältester Abstammung erscheint neben ihnen als ein Hergelaufener. Was alles Herrliches könnten sie uns erzählen, wenn sie Zunge besäßen! Welche wundersame Chronik allein ergäbe der Bericht des Lebens, das sich dicht bei ihnen abgespielt hat! ... Alle diese tausendjährigen Geschöpfe haben die Araber gesehen; manche von ihnen die Legionäre von Byzanz; einige — wer weiß? — römische Bauern... Ich aber hege die Ansicht, daß sie sich keines Volkes in der Weise erinnern wie der Araber, die sie, zweifellos, mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit liebten und pflegten, und deren Hände die meisten von ihnen gepflanzt haben müssen. Im Lauf der Jahrhunderte werden sie durch ihre Baumschulen die flammenden Söhne des Islams haben durchmarschieren sehen, den bronzehäutigen Sarazenen, den rotbärtigen Berber, den Neger mit der ölglänzenden ebenholzschwarzen Haut ...; der Fakir und der Scherif muß dort vorübergekommen sein von seiner Meierei her, majestätisch wie ein Götze, auf seinem Berberroß mit der geflochtenen Mähne und dem reichgeschmückten Zaumzeug; um den Kopf den Turban aus feiner Albengala gewunden, eingehüllt in einen blendend weißen Alquicel und die dicke Bernsteinkette in der geschlossenen Hand. Der Kleinbauer, auf dem Weg vom Marktplatz, mit seiner erdfarbenen Aljuba, einem Stengel Basilienkraut hinterm Ohr, seine traurige afrikanische Melopö summend. Die Sklavin in ihrem gestreiften Jaique, Füße und Hände mit Hené gefärbt, den Körper gebeugt unter der ungeheuren Last des Holzes... Und wieviel Nächte sind nicht durch lustige Feuer erhellt worden, um die herum das junge Volk tanzt und springt, während Tamburin und Dudelsack die Luft erzittern machen! ... Wie hätten diese Bäume etwas davon vergessen können! Stumm, unbeweglich, können wir glauben, daß sie sich in ihr Erinnern von Jahrhunderten eingesargt haben, den Strang des Gedenkens unaufhörlich abzurollen...

(Deutsch von M. J. Kahn.)

GEDENKTAG

Von

ELSE LASKER-SCHÜLER

*

Das Meer steigt rauschend übers Land,
Inbrünstig fallen Wasser aus den Höhen.
Still brennt die Kerze noch in meiner Hand.

Ich möchte meine liebe Mutter wiedersehen .....
Begraben hab' ich meinen Leib im kühlen Sand,
Doch meine Seele will von dieser Welt nicht gehen.

Und hat sich von mir abgewandt.
Ich wollte immer ihr ein Kleid aus Muscheln nähen;
In meinen rauhen Körper würde sie verbannt.

Doch meine liebe Mutter gab sie mir zum Pfand.
Ich suche meine Seele überall auf Zehen;
Die nistete an meiner roten Felsenwand
Und noch in meinem Auge irrt ihr Spähen.

Else Lasker-Schüler. Jugendbildnis

OLYMPIA

Von

OTTO NEBELTHAU

Ich hatte ungriechische Hast eingeschlagen und war, ohne zu halten, von Korinth nach Olympia gefahren, hatte der Versuchung widerstanden, die Quelle des Styx und die Seen des nördlichen Peloponnes zu betrachten, denn fünfundvierzig Amerikaner grasten Griechenland ab und drohten auf ihrer von Cook gekurbelten Hetzjagd in kurzer Zeit ins Tal des Alpheios einzufallen, wo sie rasten wollten. Aber meine Eile war vergebens, sie hatten die Argolis in einem, Korinth in einem halben Tage erledigt, ließen Sparta liegen, als einem Vorposten auf holprigem Wege die Achse des Autos brach, und waren in eiligst (alles von Cook) beschafften Sonderwagen auf der Bahn am dritten Tage über Kalamata und Alphios nach Olympia vorgestoßen, wo sie am Mittag des vierten eintrafen. Cook, auch Gjollman, ein griechisches Büro, das beteiligt war, rangen vor den Gästen des „Hôtels de Chemin de Fer" die Hände, sie möchten umziehen, weil die Majestäten früher als erwartet einträfen; alles würde kostenlos geregelt. Ich hatte schon am Morgen, fünf Minuten nach Bekanntwerden des blitzartig einschlagenden Kabels, das Feld geräumt und Quartier genommen im „d'Olympie", das einstmals „d'Allemagne" hieß.

Was geschieht nun mit meinem Nachmittag, den ich eingeteilt hatte in Verharrung vor dem göttlichen Körper des Praxiteleischen Hermes, vor dem jugendlichen Leib und den Schenkeln der Nike des Paionios und vor den reifen Armen und Schultern der Frauengestalten auf dem Westgiebel des Zeustempels; der mich zu meiner Schildkröte führen sollte, die ich morgens im Gras der Trümmer des Pelopion gefunden hatte, und der ich aus Cellasplittern des Zeustempels ein Gefängnis über Mittag baute, daß ich sie wiederfände? Was geschieht mit meinem Abend, an dem ich vom Kronoshügel die letzten Strahlen der Sonne, hingegeben unausbleiblichen romantischen Gedanken, über den heiligen Bezirk leuchten sehen wollte, auf dem ich bisher nur auf den üppigen Gräsern weidende Pferde traf, und der nun durchlärmt sein würde von einförmig und ohne Empfindung herausgestoßenen Worten hohler Begeisterung?

Ich schlich auf Umwegen über die sanften Hügel Dhruwas ins breite Bett des Alpheios, in dem frühlings und sommers der Fluß, in schmaler Rinne nur, tief unterhalb der Altis vorbeiläuft.

Freundlich und doch unheimlich ist das Gelände ringsum, zu Gewaltsamkeiten geneigt; unregelmäßig die Linien der sonst so lieblichen und sanften Berge, bunten Felder und der fichtenbestandenen Hügel. Das Flußbett auch des Kladeos, der quer durch das Dorf Olympia am Gymnasium entlang im rechten Winkel zum Alpheios stößt, weist grimmige Rinnen eines im Winter mächtig strömenden Wassers auf. Sie vollbrachten dereinst im Verein ein gewaltiges Werk: ihre über die Ufer tretenden Wasser schwemmten mächtige Sandmengen über die schon geplünderte Stätte, so hoch, daß anderthalb Jahrtausende nichts von ihr sahen. Erdbeben halfen den Fluten und ein Bergrutsch vom Kronion. Die Goten und Kaiser Theodosius hätten

Otei

ihre Freude gehabt, denn so gründlich zu zerstören, so restlos die verhaßte Zierde des Heidentums vom Erdboden zu vertilgen war selbst ihnen nicht gelungen.

Als ich das Flußbett verließ, wandte ich mich nördlich, um, den Kronoshügel umschreitend, wieder ins Dorf zu gelangen. Fruchtbare Korinthenfelder waren zu durchqueren, bis plötzlich der schmale Feldweg abbrach: ein tiefer, breiter Graben hemmte den Fuß. Ich ließ mich hinab und schritt ihn nach Osten aus, bis ich an eine schmale Grundmauer kam, wo der Grabenpfad endete. Nun ging ich zurück über die Stelle hinaus, an der der Feldweg endete. Breiter und tiefer wurde der Graben, zweigte hie und da ab und lief, wiederum über einer schmalen Grundmauer, unter einer hohen Steinwölbung in freundliche Flur aus... Ich Ahnungsloser, mir zitterten

heftig die Knie mit einem Male: ich hatte das *Stadion* abgeschritten, nach dem ich am Morgen vergeblich geforscht. Nichts als die Basen der Ablaufschranken und des Zieles, die durch den Graben verbunden sind, konnten gefunden werden. Schauervolle Zerstörung, spurloses Verschwinden des berühmtesten, des leuchtendsten Platzes der ganzen antiken Welt!

Ich spürte hinein in die heilige Stätte, sicherte sie aus: sie war leer. Die Pferde nur weideten unter den großen schattigen Bäumen und rupften das fette Gras und die saftigen Kräuter. Tiefe Ruhe lag über dem Bezirk, noch stiller erscheinend, da der ausgegrabene in seiner ganzen Fläche tiefer als das Land liegt. Schon ist wieder einiges von Flugsand bedeckt, überwuchert von Blumen, Gräsern und Unkraut, gehüllt in das Laub der Platanen und Eichen.

Die gewaltige grau-blaue Basis des auf aufgeschütteter Terrasse stehenden Zeustempels und die Reihe der durch das Erdbeben gestürzten riesigen Säulentrommeln vor ihm lassen dies Gotteshaus in Gedanken wilder, gewalttätiger aufragen als alle anderen Tempel; kaum findet sich ein Vergleich selbst unter den Häusern des gleichen dorischen Stils. Ein bäurisches Genie schuf aus ungefügem Gestein seiner Heimat dem Gott des Gewitters den Bau! — — Vor dem Heratempel spürt man Frauliches, Mütterliches, sehr alte archaische Tage, wo dem Weiblichen in schrankenloser Verehrung Bildwerke errichtet wurden, deren lächelnde Lippen, deren Ordnung der kunstvoll geflochtenen Haare über den zur Lust modellierten Brüsten und deren Wurf der durchscheinenden Gewänder über dem Leib und den Knien das Wesen der Frau tiefer zur Schau brachten, als je vorher und nachher einer Zeit es gelang.

Hunderte von Stimmen scheinen zu rufen, als man sich loslöst, saugen sich im Rücken fest, und mühsam nur taumelt der Fuß den Hügel hinauf zum Museum. — — Auch hier kein Mensch! Der Phylax sagte, daß die Amerikaner Haupt- und Nebenräume in zehn Minuten durcheilt und eine halbe Stunde die Ruinen besucht hätten. Ich schaute um mich, siehe: sie lagen in bequemen Stühlen vor dem Hotel und lasen Heimatblätter, einen Monat alt, aber sie hatten doch schön dasselbe vor Augen wie vor den Chikagoer Seen und im Klub, vor der Cheopspyramide, den Königsgräbern von Luxor, vor Akrokorinth und in der subway: NEW YORK TIMES, BOSTON TIMES: Three robbers killed in fight with policemen! Paddoc and Nurmi beat own records!! Peltzer first, before Wide second, Nurmy third.

Nurmi und Peltzer sind die tollsten Läufer der Welt! Reporter kabeln Rekordbrüche. Doch von jedem Mitglied einer Ringergilde würden sie zu Fall gebracht.

Das Modell des praxitileischen Hermes aber siegte im Fünfkampf: die Gewinner im Weitsprung maßen die Kraft des Armes im Speerwurf, dessen vier Beste zum Wettlauf antraten. Hierin die ersten drei schwangen sodann den Diskus, bis die beiden weitesten Werfer durch Ringkampf den Sieger entschieden, den einen Sieger in allem und über alle. Den Nationalhelden, welchen Dichter, Philosophen und Staatsmänner ehrten, — und der als Preis einen gewundenen Oelzweig empfing.

Aus Plüschow: Segelfahrt ins Wunderland

Arbeit in der Takelage auf dem Viermastschoner „Parma“

Photo Topical

Manöverierende Flugzeuggeschwader

Wide World Photo

Das Kolosseum in Los Angeles mit 75 000 Zuschauern bei einem Fußballspiel

Amerikanischer Student beim Training zum Hochsprung

Wide World Photo

SCHAUSAMMLUNG UND FORSCHUNGS-INSTITUT

(Noch ein Wort zum neuen Völkerkundemuseum)

Von

CARL EINSTEIN

Grundfehler früherer Museumspolitik, man überschätzte das glorios Repräsentative, die wilhelminische Fassade: ein musealer Imperialismus, der die schwere Niederlage in den Sümpfen der Spree erlitt, worin Millionen versackten. Eine brüchige Epoche suchte die Fassade. Dies eher Irrtümer einer Generation, weniger eines einzelnen. Denn Bode bleibt der geniale Museumskompositeur trotz piratenhaften Temperaments. Dieser Mann einzigen Instinkts hinterläßt zum Teil begonnene Fragmente; mitunter zwang der prachtvolle Stöberer Unzureichendes zu gewaltsam Ganzem.

Dieser diktatorische Mensch bezwang die Oberen, alle erschreckend und bezaubernd. Jetzt greift man den Alten an und vergißt, daß hier vor allem der Zwiespalt zweier Generationen zu streiten treibt. Die Jungen verfügen heute ungehindert über die Hilfen reinlicherer Architektur, die oft nicht minder die Inhalte der Sammlungen bedrängt. Aufgabe vor allem, Bodes Sammeln begabt fortzusetzen.

War Bode der Autokrat der Bilder, so stellt sich jetzt das Verwaltungsmäßige voran: Gefahr, über kunstgewerblichem Organisieren die Inhalte der Sammlungen zu vernachlässigen.

Museen wie Louvre oder Prado konzentrieren in sich die Geschichte eines nationalen Geschmacks, eigenstes Kunstgeschehen; nicht die wissenschaftliche Hypothese bestimmte dort den musealen Charakter; diese Sammlungen wuchsen mit der Kunst des Volkes auf, während ein Kaiser-Friedrich-Museum aus einigen abrupt kräftigen Griffen entstand und darum eher von Kunstforschung als der Kunst des Sammlerlandes bestimmt wurde. Ein Raffael im Louvre besitzt biologisch aktuelleren Wert zwischen Poussin und Ingres usw., darum ist dem Louvre schwer Neues hinzuzufügen, er ist Denkmal einer Tradition, die zu lehren noch nicht aufgehört hat.

Jedoch dies Völkerkundemuseum:

Eine Sammlung wird umstritten, deren wissenschaftliche Grundlagen kaum fixiert sind, deren Gegenstände darum nicht nur betrachtender Ergötzung, sondern gerade der Forschung dienen mögen. Wer diese Sammlung vom wissenschaftlichen Betrieb abtrennt, mindert sie zur toten Schaubude, die beweglicher Forschung nicht mehr zu folgen vermag. Wohl dankt die Sammlung gesteigerte Aktualität einer abgeänderten Kunstbetrachtung, wobei wir nicht zu beurteilen wagen, wie lange das Exotische sich gegen europäische Gestaltwelt zu behaupten vermag. Doch wären ästhetische Momente allein kaum kräftig genug gewesen, solche Umwertung herbeizuführen. Ueber Biologie und Soziologie hinaus reagierte man gegen den Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts; man sucht die elementaren Zustände des Menschen, die mythisch irrationalen Kräfte, verzaubernden Trance und die Technik der Ekstase; man fand hier eine noch religiöse, mythische Welt, die weit über

Aesthetizismen hinaus wissenschaftlich ergründet und demgemäß dargeboten werden muß. Solche Sammlung muß auf geistige und gegenständliche Erweiterung hin angelegt werden; selbst die formale Wertung bedarf der Hilfen erweiterter Forschung, welche die Fülle der ethnologischen Momente umschließt; sonst schafft man nichts anderes als eine Dependance des verstorbenen Expressionismus.

Gewiß ist es verdienstlich, einen geringen Teil der Sammlung schaubar gemacht zu haben. Doch selbst dieser Ausschnitt gewährt nur unvollkommenen Blick in das formale Gestalten der Exoten. Man vergaß, daß diese Werke nicht einer vertrauten Umwelt eingebettet sind, die spontan im Betrachter mitschwingt, sobald er ihrer bedarf. Noch allzu fern und locker ist solcher Gestaltenkreis europäischem Sinn genähert.

Nun plant man, die Schausammlung vom Forschungsinstitut abzutrennen, die räumliche Entfernung beider Institute geistig zu fixieren und zu vergrößern. Schlimm genug, daß man ein Museum schuf, dessen überalterte Enge der Sammlung Wachstum erwürgt. Jetzt will man solch korsettiertem Museum die notwendige Basis des Forschungsinstituts entziehen, das man der Universität anzugliedern plant. Also auf der einen Seite die populäre Affiche, auf der anderen Verkapselung des Forschens und Abtrennung von den bedeutenden Beispielen der Anschauung. Das Forschungsinstitut kann das Museum ebensowenig missen wie das Museum das Institut.

Man möge sich hüten, die Bedeutung der Schausammlung zu überschätzen, zumal man schon die archäologische Uebersicht allzusehr beschränkte. Gerade der Laie fordert Uebergleiten der formalen Werte in ihr ethnisches Milieu und lehnt die Enge des ästhetisch Spezialisierten ab. Das Ministerium verteidigt die Scheidung beider Institute, indem es auf die peinlichen Rivalitäten der Museumsbeamten weist, wo es doch seine Aufgabe sein müßte, das Ende solchen unsachlichen Kleinkrieges zu erzwingen. Hier ist einziges Mittel die Herrschaft einer autoritativen Person über beide Institute, die statt in Rankünen zu ertrinken, zweckmäßige Zusammenarbeit erzwingt.

Meinetwegen eine Schaustellung; doch möge sie hinreichend ergänzt werden. Sonst genügt sie weder dem Laien noch dem Kunstbeflissenen. Man zeige neben dem Aesthetischen das Gesamt des Ethnischen; also das anthropologische Bild, dann Hausbau, Jagd, Ritus usw.; man zeige die rassenhaften und geschichtlichen Zusammenhänge, Karten der Kulturkreise, Wanderungen usf. Kulturvergleiche müssen anschaulich gemacht werden. Die exotische Welt muß mit Vorgeschichte uneuropäischer Ethnologie enger verbunden werden, damit ein Bildungsganzes vermittelt werde statt einer kunstgewerblich gesteigerten Spezialität. Ein ethnologisches Museum muß eine Schule sein, welche die Lehre vom Menschen sichtbar übermittelt. Größte Kraft solcher Sammlung müßte ihre lebende Beweglichkeit sein, indem sie fließender Forschung eng verbunden bleibt. Gerade dies verabsäumt man und schafft ein Zweiklassensystem erstarrter Schau und esoterischer Wissenschaft.

Als letzte Entschuldigung wird man die Zeitläufte anrufen, die — so möchte man einwenden — das Provisorium erzwingen. Jedoch das neue Institut soll der Universität angegliedert werden, die begreiflicherweise das

Provisorische der Trennung unterdrücken wird. Statt zu zentralem Zusammenschluß der Museen wird man zu ihrer Zersplitterung führen.

Man hüte sich, erstarrte Torsi zu schaffen, deren Unvollkommenheit kunstgewerblich verdeckt wird. Man reiße das ethnologische Museum nicht aus dem lebendigen Bildungsganzen; man möge Schau und Forschung enger denn je verbinden, beide bedürfen einander. Mit kunstgewerblichen Aesthetizismen mindert man allzusehr die Wirksamkeit der bedeutenden Berliner Sammlung.

DER HAMLET IM SMOKING

Von

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG

G. Chr. Lichtenberg, geb. 1742, gest. 1799, Mathematiker, Astronom, Professor zu Göttingen; hatte einen Buckel und ein dreiviertel Dutzend Kinder; dennoch war er eher frohgemut als boshaft. Liebte und erzog ein Landmädchen, an das er die zärtlichsten Briefe richtete; Dickens-Seele mit Schopenhauer-Kopf; phantastische Augen, die die Dinge so beherzt auf den Kopf stellten, daß sie gerad standen. Schrieb das physiognomischste, beste Deutsch neben Hamann, Goethe, Lessing. Aus allen diesen Gründen nahezu unbekannt; es sei denn als Autor von Aphorismen (Insel-Verlag), die ursprünglich zum größten Teil gar nicht solche waren, sondern: Brief- und Buchstellen, die sein Sohn ediert hat. Schrieb aus London seitenlange, begeisterte Schilderungen Garricks, deren analytischer Scharfsinn der ganzen deutschen Kritik „von Lessing bis Pinthus" vorauseilt. Seinen Ausspruch: „Ein Schriftsteller, der ein Monument zu seinem Ruhme nötig hat, ist nicht einmal dieses wert" hat die Nachwelt in gerechter Umkehr an ihm selbst exemplifiziert: sie setzte ihm das Monument nicht, das er nicht nötig hatte.

—*uh.*

Mich dünkt, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß er den Hamlet im französischen Kleide spielt. Es scheint allerdings sonderbar. Ich habe ihn deswegen öfters tadeln hören, aber doch niemals zwischen den Acten, oder beim Nachhausefahren, oder hintendrein beim Abendessen, sondern immer nach verloschenem Eindruck, und bei wieder erwachtem Kopf, im kalten Gespräch, wo, wie Sie wissen, sehr oft gelehrt für gut und auffallend für scharfsinnig angenommen und gegeben wird. Ich muß gestehen, dieser Tadel hat mir nicht so recht eingewollt. Und bedenken Sie nur, ob es so sehr schwer war, so behutsam zu sein.

Einmal wußte ich: Garrick ist ein äußerst scharfsinniger Mann, der das genaueste Register über den Geschmack seiner Nation führt, sicherlich nichts ohne Ursache auf der Bühne unternimmt, und überdies das ganze Haus voller alten Trachten hängen hat; ferner ein Mann, bei dem jedes Tags Erfahrung nicht zu monströser Erweiterung des Maulwerks, sondern zu Beförderung harmonischen Wachsthums von einem gesunden

Kopf den gehörigen Stellen zugeführt wird. Und der Mann sollte nicht sehen können, was jeder londonsche Macaroni mit Händen greifen zu können glaubt? Er, der schon vor dreißig Jahren war, was seine meisten Tadler ziemlich erbettelt jetzt sind? Anstatt also einzustimmen, fing ich an, bei mir zu überlegen, was ihn wohl bewogen haben könnte, so etwas zu tun. Ich dachte lange umher, wenigstens zu meiner eigenen Beruhigung etwas zu finden, als ich bei der zweiten Vorstellung des Hamlet, die ich sah, in dem Augenblick, da er den Degen gegen den Horazio zieht, vermutlich mit Garricks Empfindung zusammentraf. Nach meinem System ist er nun entschuldigt; er würde sogar bei mir verlieren, wenn er anders erschiene.

Max Beckmann Radierung
Mit Genehmigung des Hermelin-Verlages

Mir kommt es vor, als wenn alte Trachten auf der Bühne für uns, wenn wir nicht gar zu gelehrt sind, immer eine Art von Maskeradehabit wären, der zwar, wenn er schön ist, gefällt, allein das geringe Vergnügen, das er gewährt, kann selten ganz zu der Summe des Übrigen geschlagen werden, das den Eindruck des Stücks vermehrt. Es geht mir hierin, wie mit den deutschen Büchern mit lateinischen Lettern. Für mich sind sie immer eine Art von Übersetzung. Der Augenblick, den ich anwenden muß, mir diese Zeichen in mein altes darmstädtisches ABC zu übersetzen, ist dem Eindruck nachtheilig. Ein Sinngedicht würde bei mir die ganze Kraft des Erstenmals verlieren, wenn ich es z. B. bei umgekehrtem Buch herausbuchstabiren müßte. Von den subtilen Fäden, an denen unser Vergnügen hienieden hängt, ist es Sünde, auch nur einen ohne Noth durchzuschneiden. Da also, sollte ich denken, wo unsre jetzige Kleidung in einem Schauspiel nicht die empfindliche Majestät unserer Schulgelehrsamkeit beleidigt, sollen wir sie auf alle Weise beibehalten. Unsere französischen Röcke sind längst zur Würde einer Haut, und ihre Falten zur Bedeutung von Mienen gediehen, und alles Ringen, Krümmen, Fechten und Fallen in einer fremden Tracht verstehen wir zwar, aber wir fühlen es nicht. Den Fall eines Hutes während eines Kampfes fühle ich völlig,

den von einem Helm weit weniger, er könnte sich auf die Ungeschicklichkeit des Acteurs schieben lassen, und lächerlich aussehen. Ich weiß nicht, wie fest ein Helm sitzen muß und kann. Als Garrick in obenerwähnter Stellung den Rücken zum Theil gegen die Versammlung kehrte, und ich bei seiner Anstrengung die bekannte Diagonalfalte von der Schulter nach der entgegengesetzten Hüfte erblickte, fürwahr, ich hätte selbst sein Gesicht ein paar Mal dafür hingegeben. In dem tintigen Mantel, von dem Hamlet einmal spricht, hätte ich bei weitem das nicht gesehen. Ein gut gebauter Schauspieler (und das sollten wenigstens alle die sein, die sich mit dem Trauerspiel abgeben) verliert allemal in einer Tracht, die sich zu sehr von der entfernt, die irgend einem im Leben, bei einem früher, beim andern später, keiner der geringsten Gegenstände unserer Wünsche, und die süßeste Befriedigung jugendlicher Eitelkeit wären, und in der unser Auge das zu Viel und zu Wenig bis zu Strohhalmebreiten anzugeben weiß. Wohl verstanden, daß ich hiermit nicht sage: Cäsar und Englands Heinriche und Richarde sollten in Gardeuniform mit Schärpe und Ringkragen einher treten. Diese und ähnliche Abweichungen von einem allgemeinen Gebrauch zu empfinden und zu ahnden, hat Jedermann Kenntnisse und antiquarischen Stolz in der Schule und von Kupferstichen, Münzen und Ofenplatten gesammelt. Ich meine nur, wo der Antiquar in den Köpfen eines Publikums über einen gewissen Artikel noch schlummert, da soll der Schauspieler nicht der Erste sein, der ihn wecken will.

George Grosz

Das kleine episodische Vergnügen, wenn ich so reden darf, das mir der schnöde Prunk eines Maskeradenhabits macht, ersetzt mir den Eintrag nicht, der dadurch dem Stück von jener andern Seite geschieht. Alle Zuschauer leiden den Verlust, sie glauben nur nicht alle, daß das die Ursache sei. Doch ist hierin der Geschmack eines einsichtsvollen Schauspielers, der die Stärke und Schwäche der Augen kennt, vor die er treten soll, über alle Regeln. In dem Fall, den ich voraussetze, findet sich London in Absicht auf den dänischen Hamlet, und hat da Garrick nötig, es zum Schaden beider Parteien klüger zu machen? Garrick entbehrt gern von der einen Seite ein bißchen Lob seiner Gelehrsamkeit, wenn ihm von der andern die Herzen zu tausenden zufallen.

ALTE UND NEUE STREICHINSTRUMENTE

Von

JULIUS LEVIN

Wir treten mit den Titelworten in einen Irrgarten.

Wohl nirgendwo feiert das jeden Begriffes schamloserweise bare Wort solche Triumphe, wie wenn die Rede auf alte Streichinstrumente kommt.

Jeder sinnige Mensch wird fragen: wann ist ein Streichinstrument alt?

Ist es zu hundert oder zweihundert Jahren alt, oder früher, oder braucht es, um alt zu werden, kein Jahrhundert oder deren mehrere?

Eine Antwort darauf wird der Narr, der fragt, schwerlich erhalten. Und dies aus dem einfachen Grunde, weil sie gar nicht erteilt werden kann.

Es hat sich eine Idee festgesetzt, die von den Händlern und Liebhabern, die auch einmal davon gehört haben, genährt wird, ein Streichinstrument müsse ein „gewisses Alter" haben, um gut zu sein. Dieses gewisse Alter ist nun aber, wenn man genau zusieht, das ungewisseste Ding von der Welt. Für den einen braucht das Instrument, um für alt zu gelten, eben soviel Jahre, für den anderen soviel mehr oder weniger. Man merke wohl! Es handelt sich nur noch um Jahre, höchstens Jahrzehnte, nicht um Jahrhunderte!

Man ersieht schon aus dem bisher Angeführten, es ist sehr einfach, zu sagen, was ein neues Streichinstrument ist, aber ganz und gar nicht, was ein altes ist.

Wie geht es nun zu, daß die Bezeichnung „altes Streichinstrument" die Menschen so benebelt, daß sie gar nicht fragen: ist das alte Instrument auch gut, sondern seine Überlegenheit über ein neues von vornherein als sicher ansehen?

Dies geht so zu, daß die Leute unter einem alten Instrumente sich ein italienisches vorstellen.

Tatsächlich sind die ältesten Instrumente italienischer Herkunft, wenigstens was den Ort der Entstehung anlangt. Wahrscheinlich aber ist der Streichinstrumentenbau selbst nicht italienischer, sondern nordischer Herkunft. Er ist, nachdem Streichinstrumente niederer Gattung, wie etwa der Rebec, jene einsaitige Geige, auf der die Töne durch Verschiebung des Stegs gegriffen werden, ihren Weg aus dem Orient, dem Erfinder auch der Orgel, nach Europa gefunden hatten, wahrscheinlich zuerst in einer holzreichen Gegend ausgeübt worden. In Frage käme als solche für Italien der seinerzeit reich bestanden gewesene, besonders von den Venetianern abgeholzte Karst, wie denn auch Venedig, solange es jenseits der Adria Herr-

schaft ausübte, der hauptsächliche Holzmarkt Italiens war. Tatsächlich sind denn auch die ältesten italienischen Instrumente im Norden des Landes entstanden, und es ist zwar an sich willkürlich, aber charakteristisch, daß als „Erfinder" der Geige der halbmythische, aber historisch nachweisbare als Gaspare da Salò bezeichnete Gaspare Bertoletti aus Salò, also aus Norditalien, gilt, obwohl bereits sein Vater und Großvater „Violini", das heißt Geiger, gewesen sind und er in Brescia in der Person des Girolamo di Virchi seinen ersten wahren Meister gefunden hat. Auch in Venedig hat es eine vor der eigentlichen klassischen italienischen Schule sich betätigende gegeben, wie es u. a. auch die in Venedig selbst im Museo Correr befindlichen Instrumente, vor allem riesenhafte Kirchenbässe, beweisen. Alle diese Arbeiten reichen weit ins 16. Jahrhundert zurück, und da der genannte Gaspare da Salò bereits 1609 gestorben ist und, wie gesagt, sein Vater und Großvater bereits Geiger gewesen sind, so darf man sagen, die Erfindung der Geige, geschweige denn gar die ihrer Vorläufer, verliert sich in die Nacht der Zeiten, aber die erste Übung der Baukunst bleibt dem Norden Italiens und sehr wahrscheinlich Einwanderern aus Tirol zunächst und, des weiteren, aus Deutschland.

Das älteste, den Namen „alt" mit Recht vor allen anderer Herkunft tragende Streichinstrument ist also italienisch. Und da das italienische Instrument lange Zeit das beste seiner Art war und im Durchschnitt auch noch heute ist, so hat eine seltsame Verwirrung der Begriffe einreißen können, nämlich die, daß man unter einem alten Streichinstrument ohne weiteres ein gutes versteht.

Diese Vorstellung ist, wie die tägliche Erfahrung beweist, ganz falsch.

Es gibt ganz alte Streichinstrumente, selbst italienische, die man, ohne ihnen oder sich als Kenner zu nahe zu treten, als schlecht bezeichnen darf. Die Händler geben das en petit comité zu. Sobald sie aber ein „altes" Instrument verkaufen, versteifen sie sich auf die eben denunzierte Verwirrung der Begriffe und verlangen den Preis, der für ein gutes Instrument seine Berechtigung hatte, für ein schlechtes, nur weil es alt ist.

Dem Herausgeber der Pariser Zeitschrift „Le Monde Musical", Herrn Auguste Mangeot verdanken wir das Zustandekommen der drei Turniere zwischen alten und neuen Streichinstrumenten, drei Veranstaltungen, die in die Rollen der Geschichte des Streichinstrumentenbaus mit goldenen Lettern eingetragen zu werden verdienen. Wenn sie in Deutschland unbekannt sind, so liegt das an der Unwissenheit und Denkfaulheit der Kreise, die ihr Interesse den Streichinstrumenten zuwenden: angeblich. In Wahrheit interessieren sie sich nicht für Streichinstrumente, sondern nur für die Wiederholung alter Phrasen, die wie

zahnlose Mähren durch die Unterhaltungen über diesen Gegenstand gepeitscht werden, und auf deren Geltung die Händler aus begreiflichen Gründen mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer hinarbeiten.

Jene Veranstaltungen bestanden in Wettspielen, in denen alte italienische verschiedenster Zeit und Herkunft mit älteren nachklassischer Zeit, also hier etwa 1800 datierenden und von lebenden Geigenbauern herstammenden vor einem aus allen musikalischen Kreisen zusammengesetzten Publikum von einem bedeutenden Geiger resp. Cellisten gespielt wurden, ohne daß das Publikum, ja sogar der vortragende Künstler, wußte, welcher Herkunft das vor seinen Ohren klingende resp. in seinen Händen liegende Instrument war.

Die drei Wettspiele fanden statt: das erste um die Wende 1908/09, das zweite 1910, das dritte im November 1921. Das erste und dritte bezog sich auf Geigen, das zweite auf Celli.

Man verfuhr folgendermaßen: Man sonderte beim ersten Wettspiel zunächst unter den neuen Geigen alle diejenigen aus, die zu schlecht waren, um zu konkurrieren. Dann spielte man vor geladenem Publikum, das aus Künstlern, Liebhabern, Sammlern und Geigenfachleuten bunt zusammengesetzt war, einmal alle alten Geigen, alle älteren, alle neuen in Gruppen. Während des Spiels nicht nur, sondern auch kurz vor dem Anfange und nach seiner Beendigung wurde der Saal verdunkelt, so daß der bei der Wahl des Instruments so oft den unheilvollsten Einfluß ausübende Gesichtssinn das Urteil des Ohrs nicht zu trüben imstande war. Die einzelnen Instrumente bekamen ihre Nummern und wurden unter der ihrigen angekündigt. Aus jeder Klasse wurden die sechs besten in der Weise ausgewählt, daß das Publikum auf einem vorgedruckten Zettel angab, wieviel Punkte es jedem Instrumente zuerkannte. Nachdem also aus jeder der drei Klassen sechs Instrumente ausgewählt waren, wurden diese nicht mehr nach Klassen, sondern in bunter Reihenfolge, wie das Los bestimmte, wohlgemerkt immer von demselben Virtuosen, vorgeführt. Beim ersten Wettstreite, dem ich beigewohnt habe, war es Herr Hayot, der zu dem Zwecke ein alle Eigenschaften einer Geige ins hellste Licht stellendes Musikstück komponiert hatte und auf jedem Instrumente spielte. Das Resultat war, daß die Geige, die Herr Hayot ehemals als ersten Preis für Geigenspiel vom Pariser Konservatorium erhalten hatte, als die beste erklärt wurde. Es war ein damals etwa zwanzig Jahre altes Instrument der Marke: Gand & Bernardel, Paris. Herrn Hayots eigentliche Konzertgeige, ein Werk Domenico Montagnanas, folgte der genannten erst in weitem Zwischenraum. Auch der berühmte Stradivarius, der ehemals dem großen Geiger Kreutzer,

Photo Librairie de France

Georges Seurat, La grande Jatte

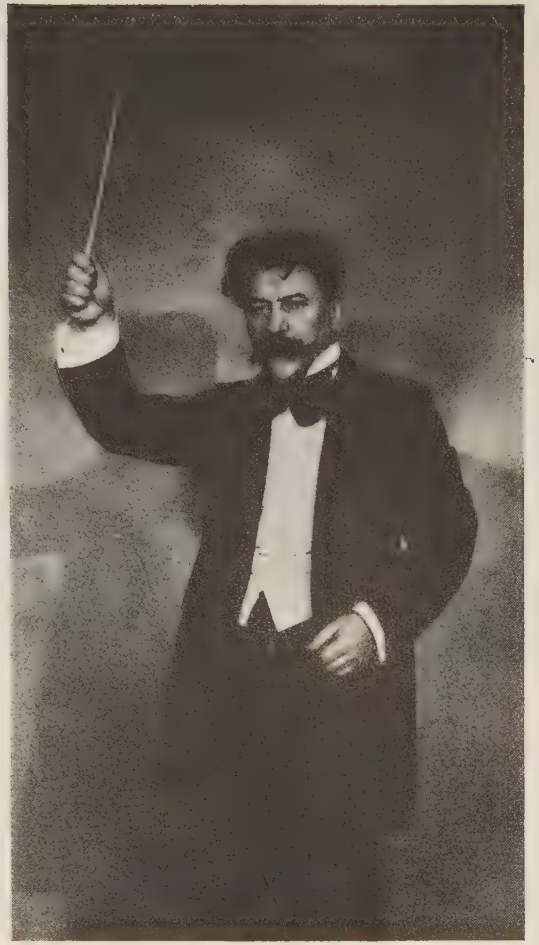
Photo Librairie de France

Georges Seurat, La Toilette

Vorm. Slg. Goetz, jetzt bei Frau Kröller

Georges Seurat, Le Chahut

Oskar Fried



Arthur Nikisch

Photos Willinger

Ferruccio Busoni

Photo Waléry

Die Jazzband im Perroquet in Paris

Soldaten-„Jazzband“

dem Paten der Kreutzersonate Beethovens, gehört hatte, fiel gegen jenes französische Instrument ab und wurde nur als zweites klassiert. Von anderen italienischen Geigen gar nicht zu sprechen. Selbst der genannte Montagnana reihte sich erst nach einer Anzahl ganz neuer Geigen ein.

Im Jahre 1910, bei der Celloprobe, fungierte als „große Kanone" ein hochberühmtes Instrument Stradivarius', das dem ebenso hochberühmten russischen Cellovirtuosen Dawidoff gehört hatte. Es befand sich damals im Besitze eines Pariser Liebhabers, namens Goupillat. Die äußeren Bedingungen des Wettkampfes waren dieselben wie 1908/09. Als Spieler der Instrumente hatte sich kein Geringerer als Paolo Casals zur Verfügung gestellt.

Das Ergebnis war dieses Mal für die „alten Instrumente" noch peinlicher als das erstemal. Denn wenn 1908/09 ein sogenanntes „ausgespieltes" Instrument (ein Ausdruck, der ebenso geschmacklos ist wie die ihm zugrunde liegende Vorstellung falsch und verderblich), die schon etwa zwanzig Jahre alte Geige von Gand & Bernardel, den Stradivarius schlug, so tat es diesmal ein ganz neues, vierzehn Tage altes Instrument des nach den Theorien des ehemaligen Arztes Dr. Chenantais in Nantes bauenden Geigenmachers Paul Kaul, ebenfalls aus Nantes. Aber das Zurückstehen des immerhin bis dahin für ohne Mitbewerber angesehen gewesenen, als eine Art Schibboleth verehrten Instruments von Stradivarius war bei diesem Wettspiele nicht ein einzelnes, für die Alten peinliches Vorkommnis, sondern nur gewissermaßen das für ihre allgemeine Niederlage bezeichnendste. Von dem materiellen Werte des geschlagenen Instruments von Stradivarius werden folgende Einzelheiten einen Begriff geben. Der Vorbesitzer Dawidoffs war der Graf Wielhorski, selbst Cellist und Schüler Rombergs. Wielhorski hatte das Instrument vom Grafen Apraxin gekauft, und zwar so, daß er als Gegenwert ein Cello von Guarnerius, 40 000 Goldfranken und sein bestes, annähernd denselben Wert repräsentierendes Pferd aus seinem Stalle hergab. Dieser Gegenwert ist natürlich als für die damalige Zeit übertrieben anzusehen, aber er würde im ganzen dem heute zu zahlenden entsprechen. Aber mag der Marktwert des Gegenstandes sein und gewesen sein wie er wollte, mochten andere im Wettspiele von 1910 konkurrierende Celli für Kapital- und besonders Kapitalistenstücke ersten Ranges angesehen werden müssen: die Tatsache bleibt nicht minder bestehen, daß der Pariser Geigenmacher Zombar mit seinem 1905 konstruierten Cello fünf italienische, nämlich Werke von Gagliano, Guarnerius, Techler, Cappa und Pressenda, geschlagen zu haben sich rühmen durfte, und ein anderer Pariser Meister G. Cunault dasselbe Resultat erzielt hatte.

Obwohl schon der Ausgang der beiden ersten Wettspiele jedem Vorurteilslosen bewiesen hatte, daß alte Instrumente tonlich vor neuen keinen Vorzug haben, nur weil sie alt sind, wiederholte Herr Mangeot das Experiment nochmals im Jahre 1912 und berief zum neuen Kampf die Geigen. Auch diesmal stellt sich wieder das berühmte, ehemals dem Geiger Kreutzer gehörige Instrument von Stradivarius. Aber wie es 1908/09 von einem französischen geschlagen wurde, so unterlag es auch 1912 einem solchen. Derselbe Geigenbauer Paul Kaul aus Nantes, der das im Jahre 1910 über den „Dawidoff" siegreiche Cello gebaut hatte, war auch der Schöpfer der neuen siegreichen Geige. Wiederum hatte sich die Theorie des Dr. Chenantais bewährt.

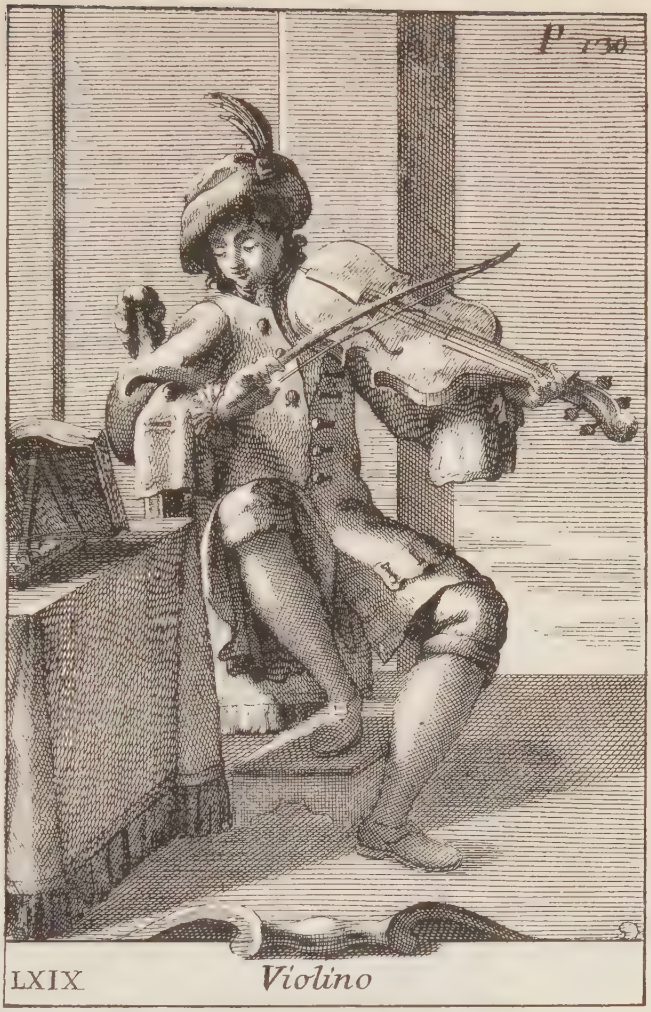
Der Weltkrieg verhinderte die Weiterarbeit an der Klärung des Problems, ob das sogenannte alte Instrument (das doch auch einmal jung gewesen ist) nur aus seinem Alter seine wirklichen oder vielmehr angedichteten Vorzüge entnimmt.

Aber schon wenige Jahre nach dem Schlusse des Krieges, 1921, war Herr Mangeot bereits wieder am Werke und veranstaltete diesmal ein Wettspiel zwischen alten italienischen und ausschließlich ganz neuen, eben aus den Werkstätten entlassenen Geigen. Diesmal spielte der Lehrer am Pariser Konservatorium, Herr Paul Brun, die Instrumente vor. Als fast komische Einzelheit sei erwähnt, daß es schon schwer war, aus Liebhaberkreisen alte Instrumente zum Wettbewerbe zu bekommen. Die Liebhaber waren durch die Resultate der ersten drei Proben so verblüfft und verschnupft, daß sie fast alle ablehnten, ihre geliebten, freilich einer harten Probe entgegengehenden Besitzgegenstände herauszugeben, da es nach den bisher gemachten Erfahrungen schwerlich anzunehmen war, sie würden damit Ehre einlegen.

Immerhin konnte die Altmeisterschaft mit einem Stradivarius und einem Joseph Guarnerius del Gesù, eben der Konzertgeige des Herrn Brun, als hauptsächlichsten Stücken, eine ganz schöne Phalanx aufstellen, aber viel Glück hat sie damit nicht gehabt. Ja, wenn man bedenkt, daß sie es dieses Mal sogar nicht mit sogenannten „ausgespielten" Gegnern, sondern mit frisch aus der Pfanne gekommenen zu tun hatte, so ist ihre Niederlage diesmal für sie besonders beschämend.

Siegreich ist nämlich das ganz neue, aber gute Instrument geblieben. Bei der Abstimmung von 23 Künstlern kam Stradivarius der erste Preis zu. Beim Wettspiele vor dem Gesamtauditorium, dem es diesmal noch schwerer gemacht worden war, eine gehörte Geige an der ihr erteilten Nummer wiederzuerkennen, da selbst

diese Nummern geändert wurden, — beim großen Wettspiele siegte mit 1090 Punkten Joseph Aubry aus Mirecourt. Stradivarius erhielt 1000, G.-B. Guadagnini 822 Punkte. An hervorragender Stelle stand auch eine von Le Lyonnais in Nantes gebaute Geige, der sich mit dem schon genannten Dr. Chenantais assoziiert und auf seinen Theorien gearbeitet hatte. Es ist zu bemerken, daß also die Theorien Dr. Chenantais zweimal und unabhängig von der Persönlichkeit, die sich ihrer bediente, ihre Probe aufs Exempel bestanden haben.



Kupferstich von A. Wanwesterout
Aus Bonanni, Description des Instruments harmoniques 1776

Erwähnenswert erscheint, daß nach diesem letzten, völlig entscheidenden Wettspiele ein anderes, in Metz veranstaltetes, jede Garantie für die ausschließlich durch den Toneindruck beeinflußte Beurteilung bietendes, dem schon genannten Joseph Aubry zu einem neuen Siege über Stradivarius und andere alte italienische Meister verholfen hat.

Dieses die nackten Tatsachen, über die nachzudenken den blinden Verehrern des Alten ebenso dringend empfohlen wird, wie vorauszusehen ist, daß sie aus ihnen nichts lernen werden.

TROMMELN UND TÄNZE IN INDIEN

Von

BENNO BARDI

Trommeln und Tänze, Begriffe, die zueinander gehören wie Tod und Leben! Kein Leben ohne Tod, kein Tanz ohne Trommeln! Das gilt schon für uns, die wir Zeitgenossen der getrommelten Rhythmik sind, vor allem aber für Indien, das klassische Trommelland.

Zwar ist die Trommel schon in der Frühzeit des Menschengeschlechts über die Erde verbreitet. Die Australier spannen ein Opossumfell über die Knie, die Neger, besonders in Guinea an der Westküste Afrikas, höhlen kleine Baumstämme aus und schlagen mit Stöcken zwischen die länglich schmale Schallöffnung. Eine förmliche Trommelsprache bildet sich aus.

Kein Volk aber ist so reich an Trommeln und an Tänzen wie das indische. Die Verschiedenheit der indischen Rassen, das Alter der indischen Kultur haben eine verwirrende Fülle von Tanztrommeln und Trommeltänzen geschaffen. In Hindostan allein gibt es mehr als zwanzig Arten von Kesseltrommeln, die sich nur unwesentlich voneinander unterscheiden. Von einem Opfertanz gibt es ungefähr vierzig Variationen, alle in verschiedenem Rhythmus tänzerisch dargestellt.

Die Kesseltrommel (tabla) ist heute meist in den Händen der Gaukler. Während der Mann ein langes Schwert peristaltisch herunterwürgt, kauert sein Weib neben ihm auf dem Boden und schlägt die tabla, um die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf die Kunststücke ihres Mannes zu lenken. Ab und zu setzt sie aus, wie zur Spannung, dann schlägt sie ein paarmal besonders stark und unrhythmisch auf das Fell.

Früher war die tabla sogar heiliges Instrument. Bei Hochzeiten diente sie zum Gottesdienst. Reis, Safran und Betel wurden auf das Trommelfell aufgetragen. Mit dieser Mischung begaben sich die Anverwandten des Brautpaares zu einer Prozession ins Freie, das junge Paar allein im Hause zurücklassend.

Allerlei Aberglauben knüpft sich noch jetzt an die tabla. Ihr Verschwinden aus dem Hause bedeutet den Tod eines Menschen. In Krankheitsfällen werden die bösen Geister durch heftige Trommelschläge vom Lager des Patienten vertrieben. Dazu tanzen dann die Freunde den Beschwörungstanz (utaccee).

Einer der ältesten Tänze Ceylons, der Silberteufeltanz (candian), ist ein Familientanz. Seit tausend Jahren in gleicher Form vorgeführt, vererbt er sich vom Vater auf den Sohn. Nicht nur Tanz, sondern auch Kostüm wird vererbt. Helm-, Arm- und Schulterspangen aus Silber, sogar (wie pietätvoll!) der Lendenschurz wird nicht erneuert.

Als rhythmisches Hilfsmittel dieses Tanzes dient oft eine kleine Rahmentrommel (dara) hindostanischer Provenienz, an unser Tamburin erinnernd, mit kleinen Blechplättchen am Rande.

Auf der eigentlichen Virtuosentrommel, der Doppelkonustrommel (mrdanga), in Bengalen heimisch, werden die kompliziertesten Rhythmen

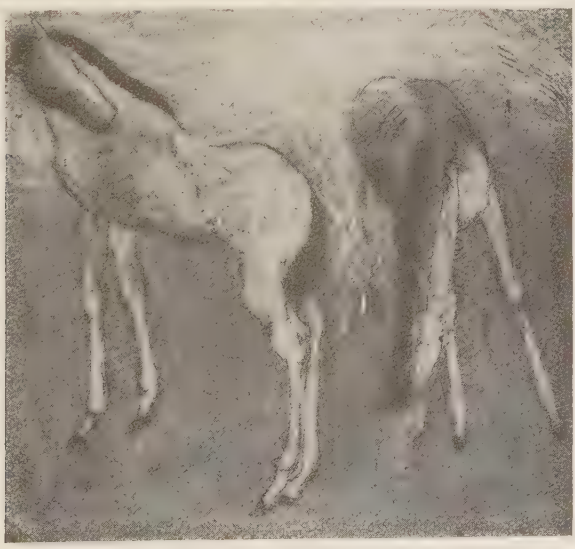
geschlagen, mit einzelnen Fingern, mit allen Fingern, mit Handballen, mit kleinen Stöcken — raffinierte rhythmische Kombinationen in verschiedenen Lautstärken und Tonhöhen.

Schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert wird die mrdanga in Sanskritbüchern erwähnt. Brahma selbst hat sie erfunden, als er einen Sieg über einen allgewaltigen Dämon feierte. Noch mehr bemächtigt sich die Sage eines Tanzes, zu dem die mrdanga geschlagen wird, des Maskenteufeltanzes (yacksaa netuma).

Eine Prinzessin, Lieblingskind des königlichen Vaters, ist in die seltsame Idee vernarrt, sie müsse einen Teufel tanzen sehen. Die Prinzessin wird schwermütig. Der König, in Angst um sein Kind, befiehlt bei Todesstrafe einem seiner Knechte, sofort einen Teufel herbeizuschaffen. Der arme Mann, in noch größerer Angst um seinen Kopf als der König um sein Kind, geht in den Wald, fängt Affen ein und anderes Getier, versteckt sich in deren Felle und tanzt in dieser Verkleidung vor der Prinzessin. Die wird vor Schreck gesund.

Auch von Sage umkränzt ist der älteste auf Ceylon bekannte Löwentanz (singhala), dessen Begleiterin oft die kleine Sanduhrtrommel (damaru) ist, wegen ihrer Form so genannt, von jeher in Religion und Mythologie der Inder eine große Rolle spielend, ja sogar dem Siwah als Attribut beigegeben.

Wieder ist es eine Prinzessin, aber diesmal erscheint kein Teufel. Diesmal „als ein Gott kommt er gegangen", der Löwe nämlich, der in klarer Sternennacht die Prinzessin raubt, sie in den dichten Wald entführt und dort den Schoß der jungen Prinzessin befruchtet. Zwei Kinder (o Rassentheorie!) sind die Folgen dieses Abenteuers. Die Nachkommen dieser Kinder tanzen dem Urahn zu Ehren im Löwenkostüm den Löwentanz, der sich bei den alten hohen Kasten der Singhalesen bis auf den heutigen Tag erhalten hat und mit großer Inbrunst getanzt wird.



Käte Knorr

BÜCHER-QUERSCHNITT

THOMAS MANN, Pariser Rechenschaften. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Nordländer haben bekanntlich für Paris eine besondere Art von manchmal geradezu hysterischer Schwärmerei. Nicht so Thomas Mann, dessen Pariser Rechenschaftsbericht vollkommen unbeschwert und objektiv ist. Man mag sagen gegen ihn, was man will, aber immer kommt man gleich zu Beginn seiner Bücher in eine mollige Stimmung, wohltemperiert und leise, wie wintermorgens in einem gutdurchheizten Lübecker Hause. Er schreibt im Bett an einem von ihm konstruierten Spezialtisch, an dem er auch die Mahlzeiten einnimmt. (Er mag zu gern bei diesen Dingen verweilen, aber liebt nicht, wenn die Kritik es tut.) In Paris trifft er mit vielen tüchtigen Leuten zusammen, die sich um Völkerversöhnung und ähnlich Verdienstliches bemühen. Ich wüßte keine Clique Menschen, die von der maßgebenden Schicht, sei es des Volks, sei es Künstler, sei es Gesellschaft, weiter entfernt wären als diese Leute, die man — abgesehen von einigen politisch hervorragenden Leuten — meist nicht einmal dem Namen nach kennt. Man liest aus Bedürfnis nach Gemütlichkeit, um mal auszuruhen, aber dann stößt man auf höchst gescheite Sachen, wie Gegensatz von Humanität und Nationalismus, auf das „Künstlerische" als konservativ wirkenden Begriff, im Gegensatz zu den Zeiten Flauberts, für den es der Gegenbegriff des Bürgerlichen war. Die Broschüre hat den Charme des Naiven — Frankreich gegenüber, was sie schon dadurch — abgesehen von allen anderen Vorzügen — unendlich höher stellt als alles Gestammel der Halbkönner, die im Grunde von Deutschland wie von Frankreich nichts wissen. *H. v. W.*

RUDOLF KIRCHER, Engländer. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. Main.

In kurzen, knappen Charakterisierungen ziehen die Männer an uns vorbei, die entweder England geleitet haben oder aber der beste Ausdruck dieses Landes sind, wobei ihre Stärke zwar betont, ihre Schwächen aber keineswegs unterdrückt werden. Das sind außer den bekannten Lloyd George, Asquith, Grey, Balfour, den Chamberlains, Baldwin solche Leute wie Lord Derby, Winston Churchill, der Eisenbahner Thomas, Lord Birkenhead, ehemals Mr. Smith. Das Buch ragt dadurch unter den heutigen Büchern gleicher Tendenz hervor, daß es sich nicht auf die Schilderung der öffentlichen Rolle dieser Männer allein beschränkt, sondern zur Charakterisierung die intimen Züge auch des Privatlebens heranzieht, soweit allerdings überhaupt ein Engländer ein Privatleben hat, so daß sich ein wirklich rundes Bild der Persönlichkeit und damit ein wahres Abbild des Großbritannien von heute ergibt. *H. v. W.*

G. B. VOLZ, Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit. K. F. Köhler, Berlin, Leipzig.

Dies Bilderbuch illustriert am besten die Diskrepanz zwischen der heroisierenden Auffassung von diesem König und seiner täglichen Erscheinung; als Ikonographie der zeitgenössischen Porträts dürfte es grundlegend sein. *A. B.*

ERNST PFUHL, Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei. München F. Bruckmann A. G.

Das mit 160 vorzüglichen Abbildungen ausgestattete Werk vermittelt durch Pfuhls sachbeherrschende, ruhige Erläuterungen eine wirklich dauernde Vorstellung der griechischen Zeichnung und Malerei von den Anfängen des geometrischen Stils bis zur großen Malerei des 5. Jahrhunderts. *A. B.*

ZWEIHUNDERT BILDER DER NATIONALGALERIE. Erworben 1910 bis 1925 von LUDWIG JUSTI. Im Verlag von Julius Bard, Berlin, 1926.

Während bei manchen staatlichen Sammlungen Berlins mehr und mehr bedenkliche Anzeichen von Ueberalterung eintreten, hat die Nationalgalerie unter Führung Justis sich ein frisches Leben bewahrt. Der glückliche Gedanke, in dem seit dem Umsturz angegliederten Kronprinzenpalais wechselnde Ausstellungen abzuhalten, hat immer wieder einen ersprießlichen Kontakt mit der Gegenwart herbeigeführt. Es war für Justis Mitarbeiter, P. O. Rave und L. Thormaehlen, naheliegend, in einem sehr würdig ausgestatteten Buche eine Zusammenfassung von dem zu bringen, was der Direktor der Nationalgalerie in den letzten fünfzehn Jahren in streng systematischem Ausbau an Gemälden dem alten Bestande hinzugefügt hat. Anlaß war der fünfzigste Geburtstag Justis, der zufällig mit dem fünfzigjährigen Bestehen der Galerie im vergangenen März zusammenfiel. Aus dem Vorwort des Tafelbandes erfahren wir, daß eine umfassende Veröffentlichung des gesamten Galeriebesitzes in drei Bänden geplant ist, also auch der Bildwerke und Handzeichnungen. Es handelt sich also in dem besprochenen Buche lediglich um eine Auswahl. Als besonders wesentlich erscheint mir nach wiederholtem Durchblättern, das so manchen Gang durch die Nationalgalerie in angenehme Erinnerung zurückruft, was an Werken der Nazarener und der frühen deutschen Romantiker hinzugewonnen ist; von neueren Meistern ist mit ganz besonderem Glücke Thoma gesammelt worden; bei den neuesten wird man die Auswahl nicht ganz so glücklich finden. Der Gesamteindruck ist sehr nachhaltig und gewinnt noch mehr, wenn man an die zahllosen Schwierigkeiten zurückdenkt, die sich Justi besonders in den Zeiten der seligen „Landeskunstkommission" in den Weg stellten. Daß sie heute noch nicht ganz geschwunden sind, zeigen die häufigen Angriffe zumal aus akademischen Kreisen.

Walter Cohen.

RUDOLF KURTZ, Expressionismus und Film. Verlag der Lichtbildbühne, Berlin.

Immer, d. h. selten genug, wenn es etwas Neues von Rudolf Kurtz zu lesen gibt, überkommt einen das Bedauern über die schriftstellerische Zurückhaltung dieses geschliffenen Intellekts. Er sagt in diesem Buch das Beste, Wichtigste über Kinokunst, was bisher gesagt wurde, ohne den Leerlauf des Kaffeehausgeredes, unterstützt von einem umfangreichen Bildermaterial. *A. B.*

JUSTUS BIER, Das alte Nürnberg in Anlage und Aufbau. Verlag Ernst Frommann & Sohn, Nürnberg.

Die 80 Abbildungen nach den schönen Aufnahmen von Ferdinand Schmidt lassen die Nürnberger Altstadt als ein Kunstwerk des Städtebaus begreifen, und zwar, wie es gut formuliert im Vorwort heißt: nicht im Sinn einheitlicher Planung, wohl aber im Sinn der Zusammenwirkung aller im Zeitverlauf hinzugekommenen Teile zu einem organischen Ganzen. *A. B.*

PAUL WESTHEIM, Das Kunstblatt. Mit zahlreichen Illustrationen. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam.

Alle Kunstfreunde, die jeweils über die verschiedenen Strömungen in der modernen Kunst auf dem laufenden bleiben wollen, können an dem „Kunstblatt" nicht vorübergehen, das seit Jahresanfang in erweitertem Umfang und in künstlerischer Ausstattung herausgegeben wird.

MAXIM GORKIJ, „Wanderer in den Morgen". Ullstein.

Stärker als in den früheren Romanen, die im Augenblick einen Teil ihrer Wirkung zu verlieren scheinen, erschüttert Gorkij überall dort, wo er aus seinem Leben erzählt. Dieser Band umfaßt Lehr- und Wanderjahre aus der Zeit, in der er studieren wollte und notgedrungen seine brennende Wissensgier an Begegnungen mit Menschen der untersten Schichten sättigte. Er spricht von diesen Erlebnissen mit einem Realismus von so erbarmungsloser Aufrichtigkeit, daß die einzelnen Szenen zu phantastischen, unwahrscheinlich überwältigenden Bildern werden. Tolle Orgien betrunkener Schmuggler, abseitiger Schwärmer, halb Tiere, halb Künstler, haben die düstere Farbigkeit holländischer Malereien. Unausgegorenes Gedankengut überrascht durch Tiefe, eine Fülle von Gestalten und Beobachtungen gewinnt Wirklichkeit. Dieses Buch, das schrittweise vorgeht und Episode an Episode reiht, reicht in der Wirkung über systematisch gebaute Romane hinaus, weil es in jedem Kapitel den Durchblick auf die Epoche eröffnet. Es ist unmöglich, die gegenwärtige Erscheinung Rußlands zu begreifen, wenn man nicht die Grundlagen erkennt, aus denen die bolschewistische Form erwachsen ist. Das Bild der Zustände und der Menschen der Generation, die die Revolution vorbereitet hat, ist zwingend und ein Schlüssel zur Erkenntnis der Gegenwart. *gf.*

HANS MERSMANN, Beethoven, die Synthese der Stile. Verlag Julius Bard, Berlin.

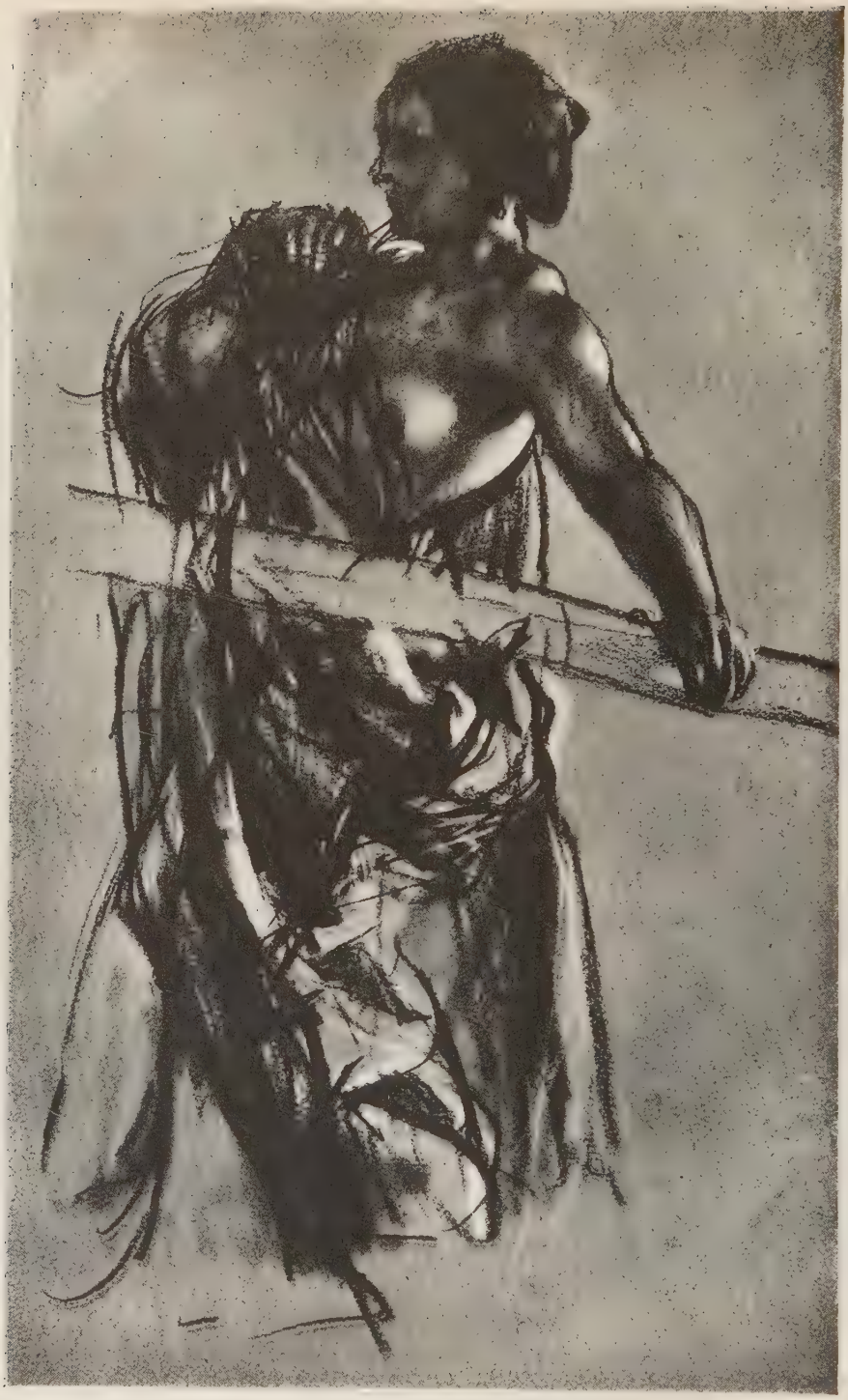
Ein guter Beethoven-Kenner spricht aus diesem mit Liebe geschriebenen Buche. Intuitiv wird Beethoven gesehen, beinahe dichterisch ist der Ausdruck. Nur manchmal tauchen Ausdrucksreminiszenzen an des Verfassers Mozartbuch auf, so wenn er von der Hand der Ertaubung spricht, die Beethoven lähmend berührt. Aber das ist nur Schale, nicht Kern. In großen Bogen wird Beethovens Entwicklung vom Improvisator und Erfinder zum Gestalter dargestellt. Besonders anregend, die Notenbeispiele der Skizzenbücher mit der späteren Fassung zu vergleichen. Beethovens übermusikalische Bedeutung leuchtet auf im Rahmen der großen Ideenkreise seiner Zeit. Das Buch gibt eine Fülle von Anregungen. *B. B.*

RAHEL SANZARA, Das verlorene Kind. Roman. Ullstein.

Ein sehr merkwürdiges, eindrucksvolles Buch von dichterischem Wert. Es behandelt das Problem des Lustmordes ohne jeden sensationellen Kitzel, in einer primitiven Umgebung, mit solcher Ueberlegenheit, daß die Grenzen der einfachen Gestalten auch im Pathos nicht überschritten werden. Ein Bauernroman ohne aufdringliche Schollenromantik, ohne Herablassung, ohne Fremdheit, landschaftsverbunden und die Atmosphäre der Landschaft suggestiv übertragend. Der Mord des Halbwüchsigen wird ohne Verrenkung des Gefühls glaubhaft gemacht aus der Uebermacht des nicht geklärten Triebs. Und während der Roman in der breiten Ruhe des Stils, den starken Farben, der Großzügigkeit der Gestaltung nirgends die Hand einer Frau verrät, spürt man sie in dem eigentümlichen, nur durch tiefe Furcht zu erklärenden Ahnungsvermögen, mit dem sie die mörderischen Elemente im Geschlechtlichen erspürt. In Mensch und Tier, im Wachstum und in der Schwingung der Jahreszeiten und des Wetters vibriert der dunkle Puls, in dem Zeugung und Tod Nachbarn sind. Diese Erkenntnis färbt eine gelassen aufgebaute Handlung von fast klassischem Schnitt sehr neu, sehr verwandt modernsten psychologischen Ergebnissen, und erzeugt eine höchst eigenartige Stilform, der man sich völlig überläßt. *gf.*

Adolf Menzel, Klavierspieler (Richard Menzel)

Aus dem soeben erschienenen Band der Skizzenbücher: „Menzel", herausgegeben von E. Bock



Adolf Menzel, Weibliche Modellstudie

Albrecht Altdorfer, Zwei Frauen mit Fruchtschale

Aus dem soeben erschienenen Band der Skizzenbücher: „Altdorfer", hrsg. von Max J. Friedländer

Albrecht Altdorfer, Christus am Ölberg

GUIDO ADLER, Handbuch der Musikgeschichte. Frankfurter Verlags-Anstalt A. G.

Wie schon oft, so ist auch hier Kunst und Wissenschaft den politischen Ereignissen vorausgeeilt. Mehr als zwei Jahre vor dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund haben sich unter Guido Adlers Führung namhafte Musikgelehrte der verschiedensten Nationen zu friedlicher Arbeit an diesem Handbuche zusammengeschlossen: Cesari (Mailand), Dent (London), Engel (Washington), Idelsohn (Jerusalem), Prunières (Paris), Salazar (Madrid) und viele andere. Die Vielheit der Verfasserschaft der einzelnen Buchabschnitte hat Vielseitigkeit des Ausdrucks zur Folge. Dadurch wird der ernst und wissenschaftlich angepackte Stoff zur anregenden Lektüre. Die Ergebnisse der neuesten Forschung sind nach stilkritischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten verwertet und zeigen deutlich den Kausalzusammenhang der Musikgeschichte mit der übrigen Kulturgeschichte. Durch besonders aus früheren Zeiten schwer zugängliche zahlreiche Notenbeispiele wird auch die ältere Musikgeschichte ad oculos demonstriert. Ein gründliches, aber leicht verständlich geschriebenes Standardwerk für jede Musikbibliothek. *B. B.*

RUDOLF LAMBERT, Die okkulten Tatsachen und die neuesten Medienentlarvungen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Wenn auch viel Medienbetrug zugegeben wird, so bleibt der Verfasser doch dabei, daß es okkulte Tatsachen gibt, die durch die Gegner nicht widerlegt sind. Die temperamentvolle Schrift steht weit über dem Niveau der meist jammervollen okkulten Literatur. *A. B.*

CARL GEORG HEISE, Lübecker Plastik. Kunstbücher deutscher Landschaften. Verlag Friedrich Cohen, Bonn, 1926.

Wir brachten in Nr. 7 des Querschnitts bereits einige Bildproben dieses Heftes, das in der Folge der so preiswerten „Kunstbücher deutscher Landschaften" das erste Mal der nordischen Plastik gewidmet ist. K. G. Heise, der Direktor des St. Annen-Museums in Lübeck war gewiß der Berufenste, dieses Thema aus der Vorzeit der Jubiläumsstadt zu behandeln. Die großen Lübecker Bildhauer Bernt Notke, Henning von der Heide, Benedikt Dreyer und Claus Berg, aber auch die anonymen Vorgänger werden in der knappen, doch gut durchgearbeiteten Einleitung recht lebendig und ohne jede Ueberschätzung hingestellt. Man freut sich, daß ihre Kunst als Exportware in den skandinavischen Ländern so hoch geschätzt war, ohne Austauschprofessoren, ohne Kulturtage, ohne als Kunstmissionare verkleidete Kunsthändler. Dem Herausgeber der schönen Serie, Dr. Walter Cohen in Düsseldorf, sei schließlich der Wunsch nahegelegt, nach den famosen Plastikbänden von Beenken, Kunze und Heise auch einmal wieder der Malerei zu gedenken. *B. G.*

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Handschriften.

Bei den beiden Autographen-Auktionen, die Anfang September in Berlin stattfanden, sind es wieder nicht die Preise und leeren Benennungen, die interessieren, sondern die Inhalte der erst durch die Kataloge publik gewordenen Briefe und Dokumente. Die Auktion bei K. E. Henrici umfaßte besonders historische Autographen. Unter den Briefen und Akten aus dem Nachlaß des preußischen Generalfeldmarschalls Karl v. Müffling (1775—1851), der von 1806 bis 1813 im Zivildienst

bei Karl August von Weimar, später beim Stabe Wellingtons und 1815 Gouverneur von Paris und 1821 Chef des Großen Generalstabs war, fand sich eine Menge unbekannten, historisch wichtigen Materials. Im Jahre 1808 berichtete *Karl August von Weimar* an Müffling *über Napoleon:* „Beym Abschiede, sagte ich ihm die gewöhnl. Compl. u. das ich wünsche ihn bald, recht gesund u. recht zufrieden zu sehn. Da hub Er . . . . den finger in die Höhe u. sagte sehr Ernst: cela depent de la haut! . . . . ." „ich . . . . . stellte ihm ernstl. vor das Er dem ewigen Kriegführen ein ende machen möchte; ja, erwiederte Napol . . . . . ., das ist alles recht gut u. ihr mögt recht haben, ich kann aber das leben hier nicht aushalten es ennuyirt mich alles, u. es ist mir nirgends wohl als im Kriege."

Als ein hellsehender Legitimist erweist sich *Wilhelm I.,* damals noch Prinz von Preußen, als er am 28. August 1830 über die Revolution in Paris schreibt:

„. . . . . Mit zwei Worten angegeben, ist meine Ansicht die, daß die Legalisierung der Revolution in Paris, durch die Cabinette Europas, der Triumph der Revolution über die Légitimität ist, u. daß demnach zu erwarten steht, daß nach diesem Beispiel, sich viele Folgen zeigen werden, u. in Zeit von 15—20 Jahren, Louis Philipp viele Confrères haben wird, d. h. Schatten-Könige. Das gute Princip: par la Grâce de Dieu, — ist mit dem Jahre 1830 verspielt, durch den Beschluß der Soeveraine selbst, die sich so nennen . . . . . ."

Wohl das wichtigste Stück des ganzen Katalogs ist ein geheimer Brief des Feldmarschalls *York von Wartenburg* an einen Major Schmidt vom 26. Januar 1813 (der für 300 M. vom Preußischen Geheimen Staatsarchiv angekauft wurde). Als Ende 1812 das Armeekorps Macdonalds nach Vernichtung der napoleonischen Großen Armee den Rückzug antrat, führte York die Nachhut. Er schloß mit den Russen in der Mühle von Poscherun die „Konvention von Tauroggen" ab, wie allgemein angenommen, auf eigene Faust, ohne vom König autorisiert gewesen zu sein. Aus dem vorliegenden Geheimbrief ergibt sich ein neues, wesentlich anderes Bild. Hiernach hat der König um Yorks Schritt gewußt und „S. Majestät haben im Geheimen die von mir mit dem Russischen General v. Diebitsch abgeschlossene Convention völlig genehmigt". Die Stellung des Königs zum Freiheitskriege, der durch die Konvention eingeleitet wurde, gewinnt so ein ganz anderes Gesicht. Der König hat selbst aktiv gehandelt, er wurde nicht von York überrascht.

Mit je 600 M., 560 M. und 1000 M. wurden drei geschichtlich wichtige und ausführliche *Bismarckbriefe* bezahlt.

Eine Reihe von Briefen des Freiherrn *Friedrich von der Trenck,* des Magdeburger Gefangenen Friedrichs des Großen, wurde mit erstaunlich geringem Interesse aufgenommen. In einem Zettel aus dem Jahre 1757 schreibt er seiner Schwester aus dem Kerker:

„Ich lebe bereits 3 Jahre bey zwey Thaler monathlich und da ich im May an einem hitzigen Fieber elend krank war, ließ mich der gottlose Borck dennoch nicht einmal vom Halse-Eisen losschließen und nicht einmahl mit einem Trunk Wasser erquicken. Ich lebe aber dennoch bis dato zu aller Menschen Staunen, doch bereits völlig zu Grunde gerichtet, und wenn ihr mich noch länger verlasset und nicht bald zu Hülfe kommt, so bin ich ein grausames Schlacht-Opfer der schändlichsten Grausamkeit. Handelt also nach eurer Pflicht, denn euch zu Liebe bin ich nach Danzig gereyset." Auch das Urteilsblatt aus den Trenck-Akten lag im Original vor, es wurde für nur 250 M. von der Stadt Magdeburg angekauft. In dem Urteil heißt es:

„Da zu hoffen, vielmehr nicht zu zweifeln ist, daß bey ersterer Gelegenheit er seine . . . . schändlichen Absichten noch auszuführen suchen wird, wo nachhero durch die Schärfe der Gesetze billig Einhalt zu thun; als wird in Erwägung alles

dieses durch die . . . . . einmüthigen Stimmen eines vereydigten Kriegs-Gerichts hiermit erkannt.

Das weil Inquisit Friedrich Wilhelm Trenck bereits durch das vorige Urteil aller seiner Ehren und Würden versetzt, sein Vermögen confisciert und er hiernechst zum Vestungs-Arrest condemnirt worden, derselbe nunmehro in Eisen zu schmieden, und in solchem auf seine ganze Lebens Zeit Vestungs-Arrest halten solle."

Das preußische Hohenzollern-Hausarchiv kaufte den einzig nachgewiesenen Brief der Prinzessin Amalie von Preußen an Trenck, ein konventionelles, von ihr nur signiertes Schreiben, in dem Amalie sich zur Annahme der Patenstelle bei Trencks eben geborener Tochter bereit erklärt und hinzufügt, daß sie sich für ihn stets interessiere und Anteil an seinem Wohlergehen nehme. — Dies ist das einzige authentische Dokument für die Beziehungen zwischen Trenck und der Schwester Friedrichs des Großen. Trenck selbst hat erst nach Amaliens und Friedrichs des Großen Tode seine Enthüllungen über seine Beziehungen zur Prinzessin im dritten Band seiner Memoiren veröffentlicht. Was an der heute noch lebendigen Legende seiner Liaison tatsächlich wahr ist, läßt sich nicht mehr irgendwie prüfen. Dieser Brief sagt nichts.

In der Versteigerung bei Stargardt wurden nicht so sehr große, durch hohe Preise verblüffende Autographen als vielmehr eine Menge kleinerer, aber inhaltlich wichtiger Briefe versteigert. Das Frankfurter Freie Hochstift kaufte für 1440 M. ein eigenhändiges Gedicht von Heine unter einer Federzeichnung Johann Peter Lysers auf einem Pergamentblatt, das bisher unbekannte Original der berühmten Lyserschen Zeichnung Heines vor der Harzreise. Heine schenkte das Blatt 1831 Fanny Lewald. 1838 wurde es als Beilage zu Lewalds „Europa" veröffentlicht.

Bücher.

Das große Ereignis des deutschen Büchermarkts ist die bevorstehende Versteigerung der Inkunabeln-Bibliothek des Münchener Verlegers Kurt Wolff durch die Firma Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. am 5. und 6. Oktober. Wenn auch diese Sammlung, die übrigens nicht in ihrem ganzen Umfange von über 3000 Nummern, sondern nur mit über 800 ausgesuchten Stücken zum Verkauf kommt, nicht solche Zimelien enthält wie die von Graupe im vorigen Jahr versteigerte, unerreicht schöne Sammlung mit dem Ulmer Aesop und anderen Schätzen, so handelt es sich doch um eine Bibliothek von großer Bedeutung und Reichhaltigkeit. Wie die schon 1912 versteigerte Sammlung von deutschen Erstausgaben aus dem Besitz von Kurt Wolff klassisch war, so gibt auch seine dann begonnene Inkunabelnsammlung ein Bild von dem Umfang und der Art des Sammelgebiets wie kaum eine andere Bibliothek. Von seinen Inkunabeln, die fast sämtlich vollständig erhalten sind, befinden sich viele in ihren ursprünglichen, heute so selten gewordenen gotischen Klostereinbänden. Einige Zahlen geben am besten einen Begriff von der Bedeutung der Sammlung. Während bisher noch keine verauktionierte Inkunabelnsammlung mehr als 50 Druckorte für ihre Werke aufweisen konnte, sind bei Kurt Wolff 66 verschiedene Druckorte vertreten. In der Frühzeit zwischen 1460 und 1469 sind 6 Werke gedruckt, weitere 172 zwischen 1470 und 1479. Inhaltlich sind 108 Inkunabeln medizinischen Inhalts, 19 Judaica, 12 musikgeschichtlich wichtig, 107 römische und griechische Klassikerausgaben. 30 Werke sind in deutschen, 33 in italienischen, 5 in hebräischen Lettern, der Rest in lateinischen Lettern gedruckt. 9 der Inkunabeln sind nirgendwo anders nachzuweisende Unika, 10 kennt keine Bibliographie; 7 sind ganz auf Pergament gedruckt.

Am höchsten (mit je 9000 M.) sind die erste deutsche Bibel von 1466 und ein hebräischer Pentateuch-Kommentar (Mantua, ca. 1476) geschätzt. Der Straßburger

Druck der ersten deutschen Bibelübersetzung ist unter den 13 hochdeutschen und 5 niederdeutschen Bibeldrucken vor Luther schon außer seiner Seltenheit von besonderer Bedeutung, weil er den späteren Drucken vor Luther als Vorlage gedient hat. Eine hebräische Inkunabel, ein Druck aus Lissabon von 1489 (Abudrahim: Super ordinem precum), zeichnet sich durch ihre herrliche figürliche Holzschnittbordüre auf schwarzem Grund aus. Eins der schönsten deutschen Holzschnittbücher ist die Augsburger Inkunabel von 1495: „Evangelien und Episteln durch das ganze Jahr mit der Passion". Kein Bibliograph hat bisher dies Werk genau beschrieben, weder im Britischen Museum noch in Amerika oder einer französischen Bibliothek befindet sich ein Exemplar, von dem es außer diesem nur zwei andere geben soll. Wohl das schönste Stück der Kurt-Wolff-Bibliothek ist das „Officium Beatae Mariae Virginis" (Neapel 1478). Das ganze Werk ist mit roten und schwarzen Lettern auf Pergament gedruckt, es enthält fünf prachtvolle, in Farben gemalte Blumenbordüren, zum Teil auf Goldgrund, farbige Initialen und Ornamente. Außer dem vorliegenden ist nur noch ein einziges anderes Exemplar als vollständig erhalten nachweisbar. Es ist wie eine illuminierte Handschrift ausgestattet.

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Die Reihe unserer *Skizzenbücher,* die wir mit den Bänden Leonardo, Raffael, Fragonard, Goya begonnen hatten, wird jetzt in zwei weiteren Heften fortgeführt: *Altdorfer,* betreut von seinem Biographen Max J. Friedländer, und *Menzel,* herausgegeben von E. Bock, dem Verfasser des großen Oeuvre-Katalogs der Graphik dieses Meisters. Es ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen diesen beiden Künstlern, dem Träumer und Romantiker aus der Blütezeit der deutschen Renaissance mit seinen keck fabulierenden, bildhaften Entwürfen auf farbigem Grund und den sachlich gewissenhaften, rücksichtslos scharfen, technisch virtuosen Studien und Skizzen des phänomenalen Könners aus dem 19. Jahrhundert. Die Vielseitigkeit Menzels, sein ruheloser Kampf mit der Natur, ihre Wiedergabe bis herunter zur geringsten Kleinigkeit zu beherrschen, kommt in dieser Auswahl ebenso zum Ausdruck wie die Erfindungsfreude, Märchenstimmung und dramatische Spannung auf den melodienreichen Blättern Altdorfers. Die beiden Hefte werden sicherlich viele Freunde finden, da von diesen beiden Künstlern eine so schöne Sammlung hervorragender Blätter in vorzüglicher Wiedergabe zu einem wirklich wohlfeilen Preis bisher an keiner Stelle geboten wurde.

Es ist uns eine besondere Genugtuung, verzeichnen zu dürfen, daß von der *Propyläen-Kunstgeschichte,* von der bisher neun Bände vorliegen, die beiden zuerst erschienenen Bände „Die Kunst der Frührenaissance in Italien" von Wilhelm von Bode und „Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts" von Max J. Friedländer in *zweiter Auflage* gedruckt werden mußten. Die Herausgeber haben die sich notwendig erweisenden Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen. Ein weiterer Band „Die Kunst der Gotik", bearbeitet von Hans Karlinger, wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben werden.

Was die literarische Abteilung betrifft, so ist die große Propyläen-Ausgabe von *Goethes* sämtlichen Werken um einen Band — den vierunddreißigsten — vermehrt worden. Er enthält, gemäß dem für die Ausgabe maßgebenden chronologischen Prinzip, die dichterischen Erzeugnisse des Jahres 1821, und zwar „Wilhelm Meisters Wanderjahre" in erster Gestalt, die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz sowie die „Zahmen Xenien" und die Gedichte dieses Jahres, dazu Briefe und Tagebucheintragungen in Auswahl. Auch Band 35 wird noch in diesem Jahre erscheinen.

MARGINALIEN

Die Dichterin Friederike Kempner

Unbekümmert und mit Verve braust Friederike Kempner einer Walküre gleich um die Jahrhundertwende mit verhängten Zügeln durch den deutschen Dichterwald. Von einem Gemisch von seelenvollem Empfinden, Hoiotoho und Moral umweht geht der Ritt durch über dreißig erfolgreiche Jahre, begleitet vom jubelnden Applaus der Verehrer, vom grenzenlosen Erstaunen und Neid der deutschen Dichter-Professionals, denen das Tempo dieser wahren Amateur-Dichterin und Herrenreiterin unter den Poesie-Jockeis den Atem benahm. Friederike, die Gutsbesitzerin, stieg nie in ihre Niederungen herab, weigerte sich energisch, die Feder als Erwerbsinstrument zu gebrauchen, blieb erdverwachsene Herrin ihrer schlesischen Besitzung Friederikenhof, von wo aus sie ihre Verse in die guten Stuben der deutschen Familien hinausflattern — und, wenn es aus Gründen des Reimes nicht anders ging — hinausholpern ließ. Das Goethe kopierende Berufsdichten der anderen Schlesier, die fast gleichzeitig da mit ihr in Schwung kamen, dieses pedantische Haschen nach der Form, lag ihr fern. Dichten war ihr: Verse machen, die sich reimten, in denen sich etwas tat, die den Lesern verständlich sein und ihre Moral heben, ihr soziales Gewissen schärfen, und bei *Lesern aller Parteien und Farben die Wahrheit für alle veranschaulichen sollten.*

Verkündet allzumal
Auf Bergen und im Tal,
In Hütt und Königssaal,

Der Schönheit Ideal,
Der Wahrheit Erz und Stahl
Der Tugend Götterstrahl!

Schon die erste Auflage ihrer Gedichte, die sie, wie sie im Vorwort glaubhaft versichert, alle *„einzeln schrieb"*, brachten ihr Ruhm und Ehre, und bald jagte eine Auflage die andere. Die herrlichen Balladen fanden Eingang in die großen Familienblätter, und man erfuhr mit Rührung von Johanna, der Tierbändigerin, die, als sie ein weißes Lamm vor der Riesenschlange retten will, selbst in das Maul des Ungetüms gerät. *„Die große List"* nennt unsere Dichterin sinnig die hundert Pfund schwere Riesenschlange, worauf sich reimt, daß bei ihrem Anblick . . .

„Aus der Menge ertönet ein lautes Pst!"

Als aber Johannas Kopf vermittels eines Schusses aus dem Terzerol, aus dem *riesigen Mund* der Schlange befreit wird, da konstatiert Johannas Vater, während . . .

„Sein stierer Blick sprüht funkelnden Glanz:
Johanna ist tot, doch sie ist ganz."

ein Glück im Unglück, das zum Schlusse milde der Mond bescheint.

Eine Zeitlang schuf sie sich eine eigene Versform, indem sie „Gedichte, ohne R" schrieb, in denen dieser harte, roh rollende Konsonant verpönt war. Im Großen aber blieb sie bei der ihr eigenen souveränen und hemmungslosen Beherrschung der Reimkunst.

Viele der Gedichte wurzeln in der Familie. Jeder Festtag wurde mit Versen verbrämt und auch jeder Trauertag, wie zum Beispiel in dem schönen Gedicht: *„Meiner untröstlichen Schwester, der verwitweten Frau Kommerzienrat Helene Selten zum 10. Juli 1893."* Diese Gedichte schrieb die Dichterin besonders gerne unter den vier Kastanienbäumen vor ihrem Hause; bescheiden bittet sie den Leser:

Ach vergebt dem Dichter
Solche Albernheit.

Auch peinliche Ereignisse im Familien- und Freundeskreise geißelt sie schonungslos, unter den vier Kastanienbäumen sitzend, so in dem Gedicht „Richard":

Hast Schulden übern Kopf gemacht,
Hast Deinen König ausgesogen,
Die Zwietracht hast Du angefacht
Und B . . . um die Frau betrogen.

Ihr Tagewerk bestand darin, ihren Verehrern per Vers zu antworten. Eine Unzahl von Gedichten an Versbestellerinnen sind leider verloren gegangen. Studenten bestellten bei ihr Burschenlieder und lohnten Sapphon mit goldenem Lorbeerzweig, von dem sie vor allem den *Feingezackten* liebte, dem viele Gedichte gewidmet sind.

Nächst den Verwandten galt die zweite Liebe ihres überreichen Herzens den Tieren. Wohl nie wieder hat eine Dame ihrem Papagei ein so schönes Denkmal gesetzt wie Friederike Kempner ihrem Koberle in dem Gedicht:

„Auf meinen am 15. November 1890 dahingegangenen Papagei." Auch als Vorkämpferin gegen die Vivisektion in Gedichten und einer Denkschrift tritt sie für ihrer Lieblinge Wohl und Wehe ein. Als man ihr gar einmal in Leipzig Lerchen zum Essen vorsetzt, *„Nackt und zum Fraße bereit"*, kennt ihr Entsetzen keine Grenzen.

Das Gebiet, das die Kempner bedichtete, zu umreißen, ist unmöglich. Alles fand ihre Aufmerksamkeit, ob nun Sadi Carnot ermordet wurde oder der Reichstag ein Gesetz bewilligte, sie machte sich ihren Vers darauf und sagte denen, auf die sie nicht gut zu sprechen war, kräftig die Meinung; als die Verse nach ihrer Ansicht nicht mehr ausreichten, um die *böse, widerwärtige Zeit, in der die Ueberzeugung der Verfasserin von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur an und für sich so manchen Stoß erlitt,* wieder ins Geleise zu bringen, schleuderte sie zwei Broschüren ins Volk, *wie Donnerkeile Jowis:* Das *„Büchlein von der Menschheit"* und *„Ein Wort in harter Zeit"*, in denen sie sich gegen allen Parteienhaß wendet, denn

In Konfession und Politik
Parteienhaß hat keinen Schick.

Als Dramatikerin hatte Friederike Kempner weniger Glück. Es wäre Pflicht aller ernsten Bühnen, das Versäumte nachzuholen. Zum Beispiel: *„Berenize"*, Tragödie in *fünf Aufzügen und in „Jambus"*, *„Rudolph II."*, letzterer in Berlin am Hoftheater gespielt, oder *„Antigonon"* sind wirklich kräftige Stücke einer unbekümmerten Poetin. Ihr Lieblingsdrama *„Der faule Fleck im Staate Dänemark"* wirkte sogar so stark auf die Dichterin ein, daß sie sich um ein Menschenleben verjüngt fühlte.

Bevor ich zu dem größten Oeuvre der Kempner übergehe, dessen Nutznießer wir alle sind, will ich noch ihre Novelle *„In der goldenen Gans"* erwähnen, die der *ganzen Welt* gewidmet ist und mit der klaren Beobachtung beginnt: *„In wilden Gegenden gibt es keine Hotels . . ."* In dieser Novelle kommt ihr starker Reisetrieb zur Geltung, den wir auch in ihrem Gedicht *„Paris"* wiederfinden:

Ihr wißt wohl, wen ich meine,
Die Stadt liegt an der Seine . . .

oder in dem innigen Italienlied:

Kennst Du das Land,
Wohin Märtyrer ziehn
Und wo sie still
Wie Alpenröslein glühn . . .

Auch ein philosophisches Werk ist von ihr erhalten geblieben: *„Auszüge aus den berühmtesten Philosophen von Plato bis auf unsere Zeit in beliebiger Zeit- und Reihenfolge"*, eine Kampfschrift *„Gegen die Einzelhaft oder das Zellengefängnis"*. Am erfolgreichsten aber war die Attacke, die Friederike in einer Denkschrift ritt: *„Ueber die Schmach des Lebendig-begraben-werdens"*. Neben der Broschüre schilderte sie diese Schmach in Balladen und Gedichten. *„Der Scheintote"*, *„Das scheintote Kind, (Nocturno)"* entstehen. *„Das Lied*

Zu Haustrinkkuren

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Harnleiden (Harnsäure) Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt! Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

der braven Frau" ist an eine Dame gerichtet, die sich als erste und als Pendant zum braven Mann öffentlich für Leichenverbrennung ausspricht. Den Studenten ruft sie zu:

Und eins noch hänget von euch ab:
Ob man lebendig muß ins Grab.

Napoleon der Dritte wird so lange in Gedichtform interpelliert, bis er ein *höchst würdigendes Kabinettschreiben* an die Verfasserin gelangen läßt. Gedichte an den damaligen Kronprinzen Friedrich und an Kaiser Wilhelm I. veranlassen schließlich den Kaiser, Bericht über das Vorhandensein von Schauhäusern einzufordern. Mit zähem Eifer verfolgte die Kempner ihr Ziel, und jeder Deutsche hat es ihr zu danken, wenn er, anstatt in Schmach lebendig begraben zu werden, seine drei Täglein mollig im Schauhaus liegen darf.

Natürlich wurde diese kraftstrotzende Gutsherrin heftig befehdet; *„wie mancher Beherrscher von Rußland sah ich mich täglich von anonymen Briefen heimgesucht."* Mißmut verfolgt sie, so daß sie ausrufen muß: *„Oh Menschen, schafft das Monstrum weg!"* Es war eine böse Zeit.

Wo die Furien sich erhoben,
Deren Stahl die Hölle wetzt.

Nachdem *„mehrere Kriege, der spanisch-amerikanische, der chinesische, der Transvaalkrieg und mancherlei Bürgerkriege, gehässige, ja, blutige"* den Absatz ihrer Gedichte stark gehemmt hatten, zog sich die Kempner, *wie Grillparzer,* ganz in die Einsamkeit zurück und starb im Februar 1904 auf ihrem Gut, nicht ohne vorher bestimmt zu haben, daß ihr Dichterherz vor dem Begrabenwerden mit ihrer Hutnadel durchstochen werden müsse.

Matheo Quinz.

Kesseltrommel; daneben Degenschlucker

Rahmentrommel

Sanduhrtrommel

Sigrid Arnoldsen, die „schwedische Nachtigall“

Atelier Balàsz, Berlin

Rigmor Rasmussen. Von der Revue „Der Zug nach dem Westen“

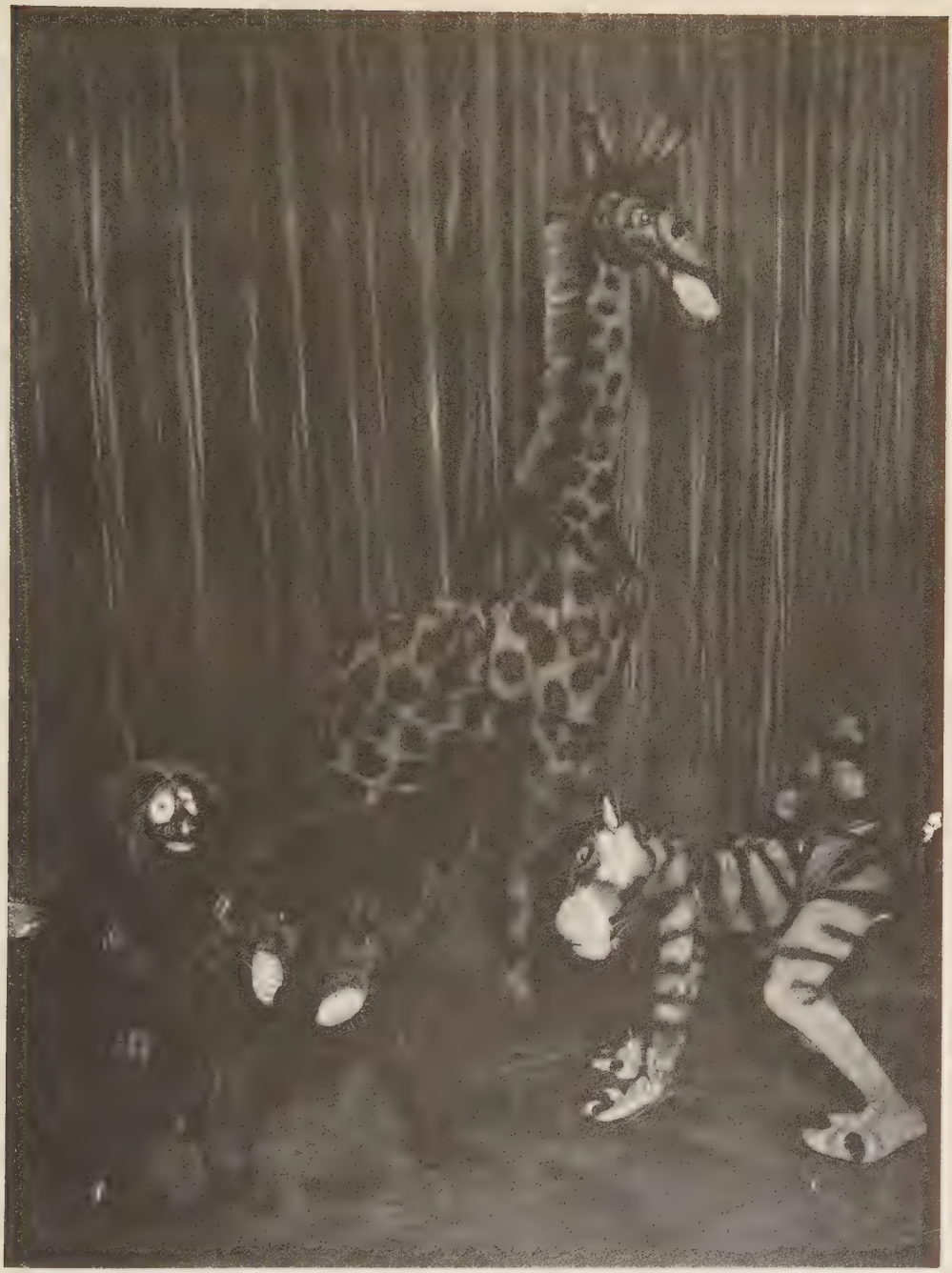


Photo Zander & Labisch

Walter Triers Arche Noah. Aus der neuen Charell-Revue „Von Mund zu Mund“

Carl Clewing, auf dem Goethetag in Weimar 1914

Walter Kirchhoff, im Kronprinzlichen Hauptquartier 1915

DREI GEDICHTE

von

FRIEDERIKE KEMPNER*)

*

I. AUF MEINEN AM 15. NOVEMBER 1890 DAHINGEGANGENEN PAPAGEI

Den ersten Gruß am Morgen
Empfing ich stets von Dir,
Und Herz und Geist und Seele
Lag in dem Ton zu mir.

Du wirst mir immer fehlen,
Stets bange bleibt's nach Dir,
Du süßer Jakob, Kobusch
Bleibst unvergessen hier.

Seit zweiundzwanzig Jahren,
Seit meiner Mutter Tod,
Warst Du mein treu Gefährte
In Freude, Schmerz und Not!

Du bist nicht fortgewichen
Von ihrem Totenbett
Und warst Dein ganzes Leben
Stets geistvoll, klug und nett.

Du wirst mir immer fehlen,
Stets bange bleibt's nach Dir
Du süßer Jakob, Kobusch
Bleibst unvergessen hier.

Und mehr warst Du beweinet,
Als mancher Mensch vor Dir,
O, Koberle, o Jakob,
Bleibst unvergeßlich mir.

II. DER SAVOYARDENKNABE

Kennt ihr den braunen Buben,
Im Berner Oberland,
Mit strahlend schwarzen Augen
Reicht er euch hin die Hand.

Der allerliebste Junge,
Ist jünger noch als jung,
*Er stürzt in die Luzine**)*
Und holt sich einen Trunk.

Er schläft bei Alpenrosen
Auf einem harten Stein
Und manchmal auch vor Hunger
Bei Eisesgrotte ein.

Der Hunger, ja das Essen
Bekömmt man nur für Geld,
Drum späh't er aller Orten
Ob nicht ein Wagen hält.

Ein Wagen, Reisewagen,
Da stürzt er hin wie toll
Und strecket beide Hände
Nach einem Hungerzoll.

---

*) *Aus Friederike Kempner: Gedichte, Verlag Karl Siegismund, Berlin.*

**) *Im Grindelwald fließt die schwarze und weiße Luzine.*

III. HUNDEGEBELL IM FLEISCHERLADEN

Mit Hunden hetzen sie das arme Tier,
Mit Kolben stoßen sie's zu Tod!
Ist's nicht genug an Wein und Brot?
Nach Blut lechzt die Begier.

Kränk' Dich nicht,
Gräm' Dich nicht,
Plötzlich scheinet Sonnenlicht,
Auch die Finsternis wird hell,
Auch das Glück, es schreitet schnell —
Und verstummt ist das Gebell.

Lokales

Wegen eheähnlichen Zusammenlebens wurden zwei Personen angezeigt.

Angehalten wurde wieder ein falscher 10-Markschein mit dem Buchstaben „N" und der Nummer 5 002 456 und drei falsche 50-Pfennigstücke mit den Buchstaben „F", „A", „J" und der Jahreszahl 1924.

Zwestener Kreisblatt.

Die Emma von drüben bei Wagners. Jeder Mann kann jeden Morgen irgend etwas nicht finden, und dann geht es los: „Lotte, wo sind meine gelben Schuhe hingekommen?" „Wo haben Sie denn wieder die Nagelfeile hingeschludert?" Und beim Frühstück: „Die Eier sind wieder hart wie Stein!" Bei gewöhnlichen Menschen ist das ganz unwichtig, wenn auch die sprichwörtlich bekannte verekelte Morgenstunde Einfluß auf Stimmung und Produktion des ganzen Tages hat. Und was bedeutet schon *unsere* Stimmung, *unsere* Produktion? Wenn man aber bedenkt, daß auch große Künstler, wie Liszt und Wagner, unter den Tücken ihrer dienstbaren Jungfrauen gelitten haben, muß man mit Ehrfurcht die Wahrscheinlichkeit in Betracht ziehen, daß viele erhabene Kunstwerke vielleicht ganz anders ausgefallen wären, wenn die an dem Tag der Konzeption in Frage kommende Lotte, Anna oder Emma nicht gerade ihre Nücken und Tücken gehabt hätte. Daß ein Richard Wagner am Morgen die Tür seines Schlafzimmers aufreißen und in seinem markigen Sächsisch hinausbrüllen mußte: „Emmah, zum Dunnerlitchen, wohin habn Se denn wieder meine Sahfianbanduffeln verkrümelt?" diese Tatsache zeigt klar den Einfluß der Dienstbotenfrage auf die Kunst.

Die Emma von drüben bei Wagners (eine Entdeckung unseres Freundes Kurt Pinthus) lebt als biedere Witwe und Aufwartefrau in Berlin im Kreise ihrer Kinder. Sie ist noch rüstig und vergnügt und schwelgt in den Gedanken an ihre große Weimarer und Bayreuther Zeit, wo sie Liszt und Wagner zwar nur aushilfsweise, aber doch in allernächste Nähe kam. Beide Heroen waren damals schon betagte Herren, Ende der Sechzig.

„Das will mir nämlich heute kaum einer glauben, daß damals vor 46 Jahren die Cosima auch schon absolut nicht mehr jung war, und daß Herr Wagner und Herr Abbé Liszt fast gleichaltrig waren, aber es ist so. Ich war damals 18, und mit Hartwigens, die in der Hofgärtnerei waren, und mit dem Hofkammerdiener Schanz, dem Vater von der Frieda, von meinen Eltern her befreundet, und so bin ich manchmal zur Aushilfe zur Pauline von Liszt gekommen, weil er immer sehr viel Besuch hatte. Wenn ich auch nur in der

DER NEUE ZUGANG ZUM BERLINER IBACH-HAUSE
POTSDAMER STRASSE 39

VOM STAMMHAUS IBACH, BARMEN, VERLANGE MAN PREISLISTE »QU«, KATALOGE UND AUSKUNFT ÜBER ERLEICHTERTE ZAHLUNGSBEDINGUNGEN FÜR PIANINOS, FLÜGEL, EINBAU-INSTRUMENTE (WELTE-MIGNON, PIANOLA). ALLEINVERKAUF FÜR GR.-BERLIN: IBACH-HAUS, W 35, STEGLITZER STR. 27, POTSDAMER STR. 39 UND AUTORISIERTE IBACH-VERKAUFSSTELLE: HANS REHBOCK & CO., W 30, MOTZSTR. 78

Küche und so geholfen habe, so bin ich doch oft in die Zimmer gekommen. Oben im ersten Stock, da war das große Zimmer mit dem Flügel und dem Sofa in der Ecke. Da habe ich doch gelacht, wenn ich dahinter geguckt habe: denn da standen lauter Schnaps- und Weinflaschen. Herr Liszt hat ja wenig getrunken, aber die vielen anderen, die gekommen sind, haben das Versteck gewußt und haben sich immer hinter dem Sofa etwas vorgelangt. Damals haben wir in Weimar die neunte Symphonie aufgeführt und viel zu tun gehabt wegen den Proben, und der Tag der Aufführung war eine große Sache. Es sind so viel Leute zu uns gekommen, daß wir in der Küche gar keine Ruhe gehabt haben, und der Herr Abbé hat uns ein paar Tage später gesagt, wir hätten mindestens soviel Verdienst an der neunten Symphonie, und daß alles so schön geklappt hat, wie die Musiker, worauf wir sehr stolz waren. Die Cosima ist oft herübergekommen von Bayreuth, und hat sozusagen immer wieder Ordnung schaffen wollen im Haushalt, aber der war sowieso in Ordnung, und deswegen hätte sie nicht von Bayreuth herüberkommen brauchen; es ging alles ganz schön.

Das war eine andere Zeit, der Carl Alexander lebte noch, und wahrscheinlich wäre es lang nicht so schön gewesen, wenn es damals schon wie heute Automobile und Telefons und die ganzen modernen Sachen gegeben hätte. Wenn die Cosima damals ein Auto gehabt hätte, wäre sie womöglich jeden Tag herübergekommen, und wir hätten überhaupt keine Ruhe mehr gehabt. Bülow war damals in Meiningen und ist nur selten herübergekommen. Aber z. B. d'Albert ist damals zum erstenmal hingekommen. Gott, wenn ich daran denke, der war ganz klein, und jetzt ist er schon so oft geschieden. Oft ins Haus gekommen ist auch der gute Ludwig Dingeldey, den ich noch vor ein paar Jahren hier in Berlin gesehen habe. Auf den hat der Herr Abbé große Stücke gehalten, und wie ich vor kurzem gehört habe, daß er so traurig gestorben ist, habe ich daran denken müssen. Herr Dingeldey war oft bei Wagners, und wie bei Wagners einmal verschiedene vom Personal krank waren, hat er mich zur Aushilfe hinüber empfohlen, und Frau Cosima hat mich kommen lassen. Ich habe ja Angst gehabt, denn die Gnädige war als sehr streng verschrien, aber neugierig war ich doch, und so bin ich hinüber gemacht, nach Wahnfried.

Gleich vom ersten Tage an habe ich Sehnsucht gehabt nach der Hofgärtnerei. Der junge Herr war damals elf Jahre und hat sich mit seinen Stiefschwestern gar nicht vertragen. Alles hat sich um ihn gedreht, weil er kränk-

Kunsthandlung C. G. Boerner

Kupferstich-Versteigerung 10. bis 12. November

Dubletten der Sammlung König Fr. August II. (gest. 1854) zu Dresden
Ein überaus reiches und kostbares Material von seltenen Stichen des 15.—18. Jahrhunderts, dabei viele Inkunabeln des Kupferstiches

Die reiche Dürer-Sammlung des verst. Architekten Hans Grisebach
Kostb. Rembrandt-Slg. aus Privatbesitz / Slg. von 200 Admiral-Porträts

Katalog erscheint Anfang Oktober zum Preise von 5 M.

Leipzig, Universitätsstraße Nr. 26 / Gegründet 1826

Caruso als Rigoletto

Die Dichterin Friederike Kempner

Geh. Rat Schloßmann, Düsseldorf.
Zeichnung von Heinz Wever

Beigeordneter Reuter, Düsseldorf.
Zeichnung von Heinz Wever

Photo Galerie Simon

Elie Lascaux, Pferderennen

lich und sehr verwöhnt war. Herr Wagner selbst war damals auch nicht mehr gesund und hat immer lange geschlafen. Wenn er aufgestanden ist, hat er dann immer irgend etwas gesucht, und dann hat das ganze Haus auf dem Kopf gestanden. Bei Herrn Liszt war höchstens einmal Krach, wenn die Schnupftabakflecken aus seinem Priestergewand nicht herausgeputzt waren. Aber der Herr Wagner, der zu Hause immer samtene und mit Seide abgesteppte Schlafröcke angehabt hat, von denen er ganze Schränke voll gehabt hat, hatte immer den Vormittag über etwas zu mäkeln. Auch die Samtmützen, die er zu Hause getragen hat, weil er sich zu leicht erkältete, waren ein Kapitel für sich. Leicht hat es die Frau Cosima nicht mit ihm gehabt, aber letzten Endes hat doch sie das Regiment im Hause geführt und der kleine Siegfried. Ich muß schon sagen, bei meinem Mann hätte ich das nicht riskieren können, trotzdem er auch musikalisch war. Weil Herr Wagner immer sehr unregelmäßig gegessen hat und nie das essen wollte, was gerade da war, mußte die Küche immer auf dem Sprung sein. Aber es hat immer einen Ausweg gegeben, denn Herr Wagner hat leidenschaftlich gern Würstchen gegessen. Ich glaube, es waren Halberstädter, und die waren immer da. Wir haben damals am „Parsifal" gearbeitet, und wenn Herr Wagner komponieren ging, mußte es totenstill im Hause sein, nur der böse kleine Siegfried hat oft keine Rücksicht darauf genommen, die andern, namentlich die Daniela, haben nicht gemuckst.

Herr Wagner hat schon seit einigen Jahren an Atmungsbeschwerden gelitten. Dann wurde indischer Hanf angezündet, der einen wohlriechenden süßen Dampf verbreitete. Er hatte sich das so angewöhnt, daß er eigentlich nur noch komponieren konnte, wenn der indische Hanf schöne, dicke Wolken machte. Wenn man dann nach dem Komponieren ins Musikzimmer kam, um die Fenster aufzumachen, wurde einem ganz schwummerig davon zumute. Die Frau Cosima war nicht sehr glücklich über den vielen indischen Hanf; sie meinte, zu viel ist schädlich. Aber der Herr Wagner widersprach, es sei nicht nur wegen dem Asthma, sondern er müsse die Wolken ganz einfach zum Komponieren haben. *Robbin Hood.*

Die **Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Darmstadt**, teilt mit, daß ihre Kunstzeitschrift: Deutsche Kunst und Dekoration mit dem Oktoberheft dieses Jahres ihren XXX. Jahrgang eröffnet.

Buchhandlung Potsdamer Brücke
G.M.B.H. · BERLIN W 35 · SCHÖNEBERGER UFER 25 · KURF. 8963
English books *Deutsche Bücher* *Livres français*

Die Scham an der Riviera. ARRÊTÉ concernant les bains de mer.

Nous, Maire de la Ville d'Antibes,

Vu la Loi du 5 Avril 1884;

Considérant que, pendant la saison d'été, le littoral de la mer est très fréquenté et qu'il convient, dans l'intérêt de l'hygiène et de la liberté publique, de laisser toutes les facilités convenables aux baigneurs.

Mais considérant que faute d'une réglementation précise, certains baigneurs traversent la Ville et le Quartier de Juan-les-Pins en costume de bain ou ont, sur les Plages, des attitudes peu compatibles avec le respect de la plus élémentaire morale

ARRÉTONS:

Article Premier — Nul ne pourra se baigner sur toute l'étendue de la Plage de Juan-les-Pins, à l'Anse de Saint-Roch, au Port, aux Plages de La Salis et de la Garoupe, en un mot sur tout le rivage de la mer compris dans le territoire de la Commune d'Antibes, s'il n'est revêtu d'un maillot ou d'un costume de bain complet.

Les caleçons courts dits de sport (slips) sont formellement interdits.

Article 2. — Il est interdit de se déshabiller et de s'habiller sur la Plage, à moins d'être caché aux regards des tiers par une tente fermée ou d'être dans une cabine de bain parfaitement close. Ceux qui revêtiraient ailleurs que sur la Plage leur costume de bain devront y arriver enveloppés d'un peignoir fermé.

Article 3. — Les baigneurs qui stationneront sur la plage en costume de bain devront avoir une attitude décente et correcte.

Article 4. — Le stationnement en costume de bain aux endroits autres que les Plages est interdit.

Nul ne pourra pénétrer en costume de bain dans les établissements tels que cafés, bars, dancings, etc..., soit pour y consommer, soit pour toute autre cause.

Article 5. — M. le Commissaire de Police et tous Agents de la Force Publique sont chargés de veiller à l'exécution du présent arrêté.

Fait à Antibes, le 24 Juillet 1926.

Le Maire,
Ch. Guillaumont.

Geheimrat Professor Dr. Clemen von der Universität in Bonn, Vorsitzender der Denkmalpflege in der Rheinprovinz, Schwager von Otto von Waetjen, mithin auch von Marie Laurencin, feiert im Oktober seinen 60. Geburtstag. — Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Ich will bald heiraten! Bisher in hervorragender, leitender Stellung, abgebaut, deshalb suche ich Selbständigkeit durch Einheirat oder Barvermögen. Erfolgreicher Qualitätsarbeiter und Qualitätsmensch, repräsentativ, Witwer, Anfang 40, nicht unvermögend, bewerte Herz und Charakter.

Wer will einen treuen Lebenskameraden? *(Münch. N. N.)*

Annas Klage

Von *Hanns G. Lustig*

Es wirft die kaum entzündete Havanna
Der Herr Regierungsrat vom sonnigen Altan,
Dies sieht von ihrem Küchenfenster Anna.
Was liegt daran?
Daran liegt viel:
„Den Männern ist doch alles nur ein Spiel.
Es freut sie nur das spaßige Entflammen
Und durch die Nase ziehen sie den Rauch.
Dies hängt mit ihrer Männlichkeit zusammen.
Mit Liebe auch.
Das ewig Alte:
Im Garten liegt gebraucht die Braune, Kalte.
Und der Entehrten Haßgeruch ich wittre.
Wer raucht sie wieder? Oh, wie die Havanna,
Fühl' ich in mir das Giftige, das Bittre,
Ich, Anna."

Roman-Angebot an ein großes Berliner Verlagshaus. Offeriere Ihnen einen Deutschen Roman von hoher literarischer Qualität um einen Pauschalpreis von 70.— Mark, da es mir daran gelegen ist, daß der Gedanke von der Größe und geistigen Herrschaft des Deutschen Volkes Eingang finde!

Mein Name ist nicht unbekannt und sind mehrere meiner Romane in Buchform erschienen. Hochachtungsvollst A. v. S.

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospekt der von *Stefan Großmann* und *Leopold Schwarzschild* herausgegebenen Zeitschrift *„Das Tagebuch"* bei.

DIE GRIECHISCHEN TERRAKOTTEN

VON DR. AUGUST KÖSTER

8°. 1926.
Ganzleinen 20 M.

98 Seiten Text, 7 Textabbildungen und 104 Tafeln in Kupfertiefdruck.

Die entzückenden Mädchen- und Frauenfiguren bald in lebhaft flatternden Gewändern, bald in ruhig fließendem Faltenwurf, bald als Tänzerin oder Göttin einen zart modellierten Körper zeigend, bieten uns Seite für Seite, Blatt für Blatt in über hundert guten Kupfertiefdrucken immer neue Überraschungen, immer neue Freude.

Der Sammler (es gibt immer noch gute Stücke im Handel) wird in unserem Werk ein willkommenes Handbuch finden. Dem Archäologen wird es eine wertvolle Ergänzung seiner Bibliothek sein. Nicht nur dem Freund antiker Kunst, jedem Kunstliebhaber werden die Bilder dieser geradezu zeitlosen Lieblichkeiten frohes Genießen vermitteln. Und wenn der Kunstgewerbler und Keramiker von heute nach Anregungen Umschau hält, wahrlich, hier wird er sie finden.

Hans Schoetz & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung
Berlin W 57, Bülowstraße 141

Franz Diener, die „Stahleiche". Angesichts der großen Erfolge des von hier gebürtigen Berufsboxers Franz Diener, der in Bad Bibra als Fleischer lernte, wird allgemein empfohlen, in Bibraer Stahlwasser die Kräfte zu stärken; eine solche Kur werde sozusagen Wunder wirken. Ein Bibraer Leser schickt uns folgende Zeilen, die seinen Landsmann ehren sollen: Dem Bibraer Sohn, dem Diener Franz, — Dem Rächer seines Meisters, des blonden Hans, — Dem du dich gestellt, zum Kampfe im Ring, — Der durch die Kraft des Spaniolen niederging. — Diesem Stärksten der Starken stellst du dich — Der Bibraer Junge dem Spaniolen nicht wich. — Du kämpftest wacker, du hieltst ihm die Stange, — Dem nie Besiegten, — ward dir nicht bange? — Erst vor zwei Tagen, in Paris, ruinierte der Baske — Dem stolzen Kanadier die menschliche Maske. — Nun Berlin: — ein paar kräftige Schläge, ein sicherer Treffer. — Und der Deutsche „Franz Diener" liegt auch im Pfeffer. — Paolino, — Weltmeister im Schwergewicht, Du schlugest unseren jungen Recken nicht! — Bezwangst wohl den Breitensträter Hans, — Nicht aber unseren „Diener Franz". *(Naumburger Tagblatt.)*

Eine deutsche Fleischer-Kunstschule. Hier wurde eine deutsche Fleischer-Kunstschule im Innungshause der Freien Schweinemetzgerinnung Köln in der Gladbacher Straße eröffnet. Der Eröffnung wohnte u. a. auch der Vorsitzende des Rheinisch-Westfälischen Bezirksvereins im Deutschen Fleischerverband, Karl Muldhaup (Essen), bei. Gegenwärtig sind 32 Jungmeister, Meistersöhne und Gesellen, als Schüler tätig. Die Kurse dauern zwei Monate. Die Anmeldungen liefen aus allen Gauen Deutschlands und des Auslands so zahlreich ein, daß nicht alle Schüler im ersten Kursus untergebracht werden konnten. Zum Schluß sprachen noch einige Schüler Worte des Dankes dafür, daß ihnen durch die Kunstschule Gelegenheit geboten werde, sich als Spezialisten im Fach auszubilden. *(Kölnische Zeitung.)*

Frage 121. Wer injiziert beste Embryonalkeime möglichst von sehr stark musikalisch belasteten Embryonen in die Zirbeldrüse meiner 7jährigen poetisch begabten Tochter, die gern die Komposition zu ihrem Operntext „Klapperstorch und Hebamme" ausführen möchte? (Vergl. „Schweiz. med. W." 1926/20 und Ref. in „Biol. Heilk." Nr. 11.) O. V. in W.

(Biologische Heilkunst)

Walter de Gruyter & Co. Postscheckkonto: **Berlin W 10 und Leipzig** Berlin NW 7 Nr. 59533

DIE ANTIKE

Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums

Herausgegeben von Werner Jaeger

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich in Heften von 4 bis 5 Bogen Umfang. Sie ist künstlerisch ausgestattet und enthält ein reiches Abbildungsmaterial (Textabbildungen und Tafeln, darunter auch farbige). Preis des ganzen Jahrgangs für Nichtmitglieder der »Gesellschaft für antike Kultur« M 40.—, des Einzelheftes M 10.—. / Mitglieder der »Gesellschaft für antike Kultur« erhalten die Zeitschrift nach Zahlung des Mitgliedsbeitrags (M 30.—) umsonst.

Ein Urteil: Die Antike ist auf überaus noble Weise mit Tafeln und Illustrationen zu den Kunstaufsätzen ausgestattet. Damit wäre denn ein prachtvoller Anfang gemacht! So, gerade so mußte die Zeitschrift, mußte die Wirksamkeit aussehen, deren wir bedurften. »Kunstwart und Kulturwart.«

Illustrierte Prospekte stehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenl. zur Verfügung

Wenn mancher Mann wüßte, wer Thomas Mann wär',
Tät' mancher Mann Heinrich Mann manchmal mehr Ehr'!

*

Bekränzt mit Laub den guten J. R. Becher,
Doch lest ihn nur nicht mehr!
In ganz Europa schreibt kaum einer schwächer
Und gilt dabei als wer!

*

Hofmannsthal empfängt beim Wandern
Von dem einem Band zum andern;
Liest erst hier, schreibt dann da,
Bald goethisch, bald Homerica!

*

Unruh ist dünn, Sternheim ist leer,
Ich finde es immer und immer mehr.

*

Auf den Hund kommt Klabund,
Nicht reich, nicht gesund.
Vor glattem Mist
Bewahre ihn, Herr Jesus Christ!

GESCHICHTE DES SPORTS
aller Völker und Zeiten

Unter Mitarbeit von 20 der ersten Fachleute.
Herausgegeben von Dr. G. A. E. Bogeng.
Eingeleitet von Staatssekretär a. D. Th. Lewald.

Zwei prachtvoll ausgestattete Leinen-Bände mit etwa 800 Abbildungen und 18 Tafeln.
Subskriptions-Preis jedes Bandes Mark 35.—. Band I ist soeben erschienen, Band II erscheint im November.

EIN MONUMENTALWERK DES SPORTS DAS SEINESGLEICHEN NICHT HAT.

E. A. Seemann / Verlag / Leipzig

Rilke, Rilke, Rainer,
George und mir kann keiner,
Wir sitzen unterm Lorbeerbusch,
Die andern machen kusch, kusch, kusch!

*

Als ich noch Prinz war von Thebanien,
Lebt ich im Traum von Glanz und Pracht;
Doch bei Herrn Flechtheim (dem aus Spanien?)
Bin ich recht unsanft aufgewacht.

John Hoexter. *(Die Welt am Abend.)*

Edelmensch, dich rufe ich! Geb. Mädchen, Lehrerin, 25 Jahre alt, kath., sucht feingeb. kath. Mann von wirkl. liebevoller Gemütsart, am liebsten Akademiker, der wegen Krankheit oder aus sonst. Beweggründen entschlossen ist, enthaltsam zu leben, zur Ehe. Ihm und mir möchte ich einen Lichtkreis schaffen in einem sonnigen, liebedurchwärmten Heim. Bedingung ist, daß er dem Religiösen zum mind. mit Hochachtung gegenüberstehe. Strengste Verschwiegenheit gegenseitige Ehrensache. Zuschriften erbeten unter F. 610 an die Expedition der Karlsr. Ztg. *(Karlsruher Zeitung.)*

Diesem Heft liegt ein Prospekt des „Kunstblatt“ bei, herausgegeben von Paul Westheim. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Wildpark-Potsdam.

Alexej N. Tolstoj
P. E. Schtschegolew

Endlich die deutsche Ausgabe!

RASPUTIN

ODER DIE VERSCHWÖRUNG DER ZARIN

+

Jene letzten ungeheuerlichen Vorgänge, die den Zusammenbruch des russischen Absolutismus beschleunigten, sind hier, auf Grundlage der amtlichen Akten der „Tscheka“, gestaltet zu einem Werk von unerhörter Spannung. Ein Buch, das man in einem Atem zu Ende liest.

PREIS 2 MARK

+

MERLIN-VERLAG / HEIDELBERG

DAS AUSLAND

AMERIKA

Drüben gibt es Unions für alle. Es lebe die Koalitionsfreiheit! Warum sollte es nicht auch Gangster-Unions geben, Gewerkschaften sozusagen der Strolche, Strizzis, Pülcher und Plattenbrüder? Von einem Angehörigen eines solchen Gangs, einer Platte, ist das Folgende zu berichten:

Er erschien im Sprechzimmer eines großen Chicagoer Privatsanatoriums und verhandelte mit dem diensthabenden Arzt wegen der Entfernung einer Revolverkugel, die ihm bei irgendeiner Gelegenheit, über welche er sich des näheren nicht äußerte, im rechten Oberarm stecken geblieben sei. Wie? — wer für die Operations- und sonstigen Kosten aufkommen werde? Wer anders als die Union, war die Antwort des Gangsters. Eine telephonische Anfrage bestätigte die Richtigkeit dieser Auskunft. Das Honorar von tausend Dollar fand der Gewerkschaftsfunktionär zwar etwas hoch, aber nach einem vergeblichen Versuch, den Preis zu drücken, wurde die geforderte Summe im vorhinein erlegt.

Am Abend desselben Tages schon lag der Gangster, neueste Schlager pfeifend, ganz ausnehmend gut gelaunt auf seinem Bett, einen kunstvollen Verband um den Arm. Er trank ungezählte Whiskys (und zwar, ohne das Alkoholverbot zu übertreten, Regierungs-Whisky natürlich, Sie wissen ja! — Nein, Sie wüßten nicht — —? Das ist so einfach: die Regierung verteilt an die Aerzteschaft der Staaten Whisky-Blocks, auf jeden Arzt entfallen zweihundert Anweisungen, deren jede zum Bezug einer Flasche Regierungs-Whiskys berechtigt, Regierungs-, zum Unterschied von bootlegged Whisky, und damit der Alkoholgenuß aus rein medizinischen Gründen ordiniert werden könne. Die eine Sorte kostet 4—6 $, die vom Bootlegger gelieferte je nach den Umständen ungefähr das Doppelte — und es soll selten genug, aber doch gewissenlose Aerzte geben, die sich mit einem Bootlegger in die Preisdifferenz teilen und auf diese summarische Art also verhindert sind, Alkoholgenuß aus rein medizinischen Gründen zu ordinieren.) Der Gangster trank, wie schon gesagt, ungezählte Regierungs-Whiskys und war nicht allein aus diesem Grunde in rosigster Stimmung.

Alles wäre in Ordnung gewesen. Ein wenig Unordnung in dem sonst geregelten Betriebe trat ein, als ein Vertrauensmann der Union nachzuschauen

VITA SEXUALIS

DAS GESCHLECHTSLEBEN DES MENSCHEN

VON

DR. NEMES-MAGY

INHALT: PHYSIOLOGIE UND PATHOLOGIE DES GESCHLECHTSLEBENS. FUNKTIONSSTÖRUNGEN UND PERVERSIONEN IM GESCHLECHTSLEBEN. FORSCHUNGEN UND ERGEBNISSE IM BEREICHE DER ERHALTUNG UND STEIGERUNG DER GESCHLECHTSFÄHIGKEIT. VERJÜNGUNGSVERFAHREN MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DIE HORMONTHERAPIE. APHRODISIACA (MITTEL ZUR ERREGUNG DER LIEBESLUST UND ZUR STEIGERUNG DER GESCHLECHTSFÄHIGKEIT.) IHRE VERWENDUNG EINST UND JETZT.

VERJÜNGUNGSMETHODEN UND REIZMITTEL IM SEXUALLEBEN DES MANNES UND DER FRAU

W. BRAUMÜLLER / VERLAG
WIEN UND LEIPZIG

und sich nach dem Befinden des Kollegen zu erkundigen kam. Ein Operationsdiener mußte rasch Teile eines Geschosses (Colt '44) mit Blut und Knochensplittern in einer Schale vermengen. Der Verwundete pfiff nicht mehr, sondern biß eine Zeitlang tapfer die Zähne zusammen.

Die Kontrolle fiel zur Zufriedenheit aller Beteiligten aus. Gewissenlose Aerzte teilen sich nämlich nicht nur mit Bootleggers in Whisky-Preisdifferenzen, sondern auch in Operations- und sonstige Kosten mit einem Gangster, von dessen Gewissenlosigkeit wieder und Untreue gegen seine Union wir gar nicht sprechen wollen.

Tarifmäßige Lasterhaftigkeit (oder Das Nachtleben von Boston). Diese Stadt ist der Hauptort und wichtigste Markt der amerikanischen Lederbranche. Im übrigen handelt es sich nur um höchst puritanische Angelegenheiten in dieser Stadt, die so langweilig ist wie der nach ihr benannte Boston. Diese Stadt hat nichtsdestoweniger ein Nachtleben. Das Laster der Sinnenlust ist altehrwürdig und durch Tradition geheiligt. Es repräsentiert sich uns in der Gestalt eines einzigen Mädchens, das durch die nächtlichen Straßen Bostons streicht. Solchem Fabelwesen, das ewig ist wie Laster und Langeweile der Welt, begegnete einst ein junger Fremder. Er folgte der Einladung des Mädchens. Aber damit ist die Geschichte auch schon aus. An der Schlafzimmertür ist ein gedruckter Preistarif vermittelst Reißnagels befestigt, eine detaillierte Aufzählung (in guten Dollars) alles dessen, was es auf diesem Gebiete gibt und die verruchteste Phantasie je erfinden könnte. Der Jüngling studierte die gründliche Arbeit und floh. Ihm war alle Sinnenlust vergangen.

Oskar Lerwick.

Wie die Stadt Oklahoma aus der Hölle gerettet wird!

MAENNER! MAENNER! MAENNER!

Hören Sie zu, wie Prediger M. F. Ham
weißes Licht auf einen höllisch roten Gegenstand
werfen wird!

D E R E H E B R U C H ! !

Sonntag nachmittag um 3 Uhr

——— im ———

Haupt - „Baptist" - Gotteshaus! Nur für Männer.
W. J. Ramsay und sein großer *Männer-Chor* werden
eine Flut von Musik loslassen!

(American Mercury!)

Feiertage. Die Agioteure haben den Preis der Eintrittskarten in den Tempel New Jerusalem in New York in kaum zu erschwingende Höhen getrieben. Der in der gläubigen Gemeinde als Schnorrer unliebsam bekannte Mr. A. N. Pollock wird bei dem Versuch, sich ins Gotteshaus hineinzuschwindeln, von einem Billetteur erwischt. Pollock redet sich darauf aus, daß er dem Mr. Swartz ein paar Worte sagen müsse.

„Ganef! You have intention to pray," sagt ihm der andere auf den Kopf zu.

Lippen-Konkurrenz. Eine amerikanische Zeitung „The Mirror" und eine Revue „Kittys Kisses" schreiben den Wettbewerb aus, das schönste Lippenpaar zu entdecken; $ 10 wird als Tagespreis angeboten, und die Hauptsiegerin erhält am Schluß $ 100 ausgezahlt. *(Variety.)*

Darf man fragen, ob das Sieger-Lippenpaar wegen seiner Weichheit, seiner Form oder seines Könnens gekrönt wird?

„Wer schuf Gott!?!" Inhalt einer Predigt von Pastor Dr. Charles E. Weidner, der Ersten „Congregational"-Kirche in Port Arthur.

Georg Stein

Oeffentliche Bekanntmachung! (Aus der Fort-Atkinson-Zeitung.) Wir, die Unterzeichneten, bemerken mit Grausen die Zunahme von Ehescheidungen. Wir glauben, daß das männliche Benehmen der Frauen zum großen Teil daran schuld ist. Sehr viele Frauen tragen Hosen; das müssen wir schließlich dulden, aber diese neue Mode, bei der eine Frau so brustlos wie ein Mann wirkt, diese Vernichtung weiblicher Schönheit müssen wir verpönen.

Wir verkünden, daß jede Frau, die sich die Brüste durch ein festes Band zerdrückt, unwürdig ist, sich Frau zu nennen.

Wir verlangen, daß das Parlament von Amerika diese Brusthalter, die die Zukunft der Rasse gefährden, verbietet.

Unterzeichnet:

B. B. Bube
T. Higgens und so weiter.

Helden-Taten der weiblichen Polizisten Washingtons, berichtet von ihrem Chef Mrs. Mina C. Van Winkle in der „Times“:

2.446 Kinos besichtigt.
519 Bälle besucht.
200 Schulschwänzer ertappt.
9.000 Besichtigungen ausgeführt.
3.530 Personen falsch informiert.
136 Personen angeklagt.

(American Mercury.)

Bekanntmachung: „Ich gebe hiermit bekannt, daß ich für keine der von mir eingegangenen Schulden verantwortlich bin. Era Johnston-Mart 2133. Spring garden.“ *(Aus der Philadelphia-Zeitung.)*

Wir glauben, daß hierdurch Mr. Johnston berechtigt ist, sich als Führer einer neuen Bewegung zu betrachten. *(The New-Yorker.)*

Der Schwarze Präsident! Der „vorläufige“ Präsident der Afrikanischen Republik, Admiral der „Schwarzer - Stern“ - Flotte, General - Präsident und Gründer des „Universal-Bundes zur Hebung der Neger“, und Führer aller Neger in der Welt, Marcus Aurelius Garvey, sitzt gefangen in einem amerikanischen Zuchthaus wegen Postschwindeleien. Trotzdem wurde sein Bildnis neulich vor einem großen Festzug von Negern durch die Straßen von New York getragen.

Bunte Flaggen wehten! Vier verschiedene „Jazzbands“ brüllten, prächtige Uniformen prunkten. Tausende von Negern zogen mit, geschmückt mit rot-schwarz-grünen Flaggen, den Farben der Afrikanischen Republik.

Neger-Krankenpflegerinnen in weißer Tracht mit einem schwarzen Kreuz waren auch dabei, und zum Schluß ein ganzes Sortiment von Fahrzeugen, von Limousinen bis zu klapperigen Fords und schweren Lastautos.

(New York Herald.)

Annonce aus einer California-Zeitung: *„Die Heirat von Miß X. Y. mit William Schulz, W. B. Phillips, und Robert Smyers,* aus Genola, Kansas, wird in den nächsten Tagen stattfinden.“

„Sie bereitet sich scheinbar für die Kino-Praxis vor.“

(The New-Yorker.)

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16000 Badegäste

„Rauchendes Feuer“ im Palaver mit Dr. Friedrich Koch-Wawra

Feuer aus der Stiefelsohle. Ich habe „Rauchendes Feuer“ vor vier Jahren kennengelernt, als er noch kein Blockhaus in der Reservation bewohnte, sondern im Dickicht über 23 Familien in Büffelhäuten gebot. Damals war ich ein unheimlicher Gast bei den Kodjaks, weil ich Feuer aus der Stiefelsohle schlagen konnte. Als ich von ihnen ging, baten sie flehentlich um so ein kleines Hölzchen, aus dem Feuer kommt; um ein „Blinkerchen“. Ich gab ihnen so viele Matches, als ich entbehren konnte.

Bald darauf fluchten sie auf mich. Ein benachbarter Medizinmann war erschienen, und die Kodjaks wollten Feuer zaubern. Aber die Blinkerchen gingen nicht los, weil die roten Männer Flüsse mit ihnen durchschwommen hatten.

„Er hat uns betrogen,“ sagte einer. „Hat uns Schund gegeben. Die bunten Decken hat er mitgenommen.“

Eines Tages, im Juli 1923, wurden die Kodjaks U.-S.-Regierungsindianer und bezogen eine Reservation mit Einheitsblockhütten.

KAFFEE HAG
für Sportsleute
schont Herz und Nerven

Gestern war ich bei „Rauchendem Feuer" und wollte ihm wieder mit Brand aus der Stiefelsohle imponieren.

„Hier, roter Freund, hast du eine Box Matches!"

Da kniff „Rauchendes Feuer" die Mundwinkel zusammen und sagte:

„Mein weißer Freund ist sehr klug für sein Alter."

Dieser Ausdruck entspricht im indianischen Sprachverkehr der deutschen Standarderwiderung: „Bei mir — (nach Belieben)!"

Dr. Friedrich Koch-Wawra.

Geschäftsgedicht eines Lumpenhändlers.

Sam Austin,

Traveller, wholesale rag merchant and dealer in marine stores.

I beg with most respectful feeling,
Leave to inform you what I deal in;
I have not come your purse to try,
Yourself shall sell and I will buy.

So please look up that useless lumber,
Which long you may have left to slumber,
I'll buy old boots, old shoes, old socks,
Jackets, trousers and smock frocks.

Towels, cloth and cast-off linen,
Cords, cashmeres & worn-out women's
Old gowns, caps, bonnets, torn to tatters,
If fine or coarse it never matters.

I'll purchase dirty fat, dusty rags,
Old roping, sacking and old bags;
Both bottles, horsehair and old glass,
Old copper, pewter and old brass;
Old saucepans, boilers, copper kettles,
Pewters, spoons and other metals.

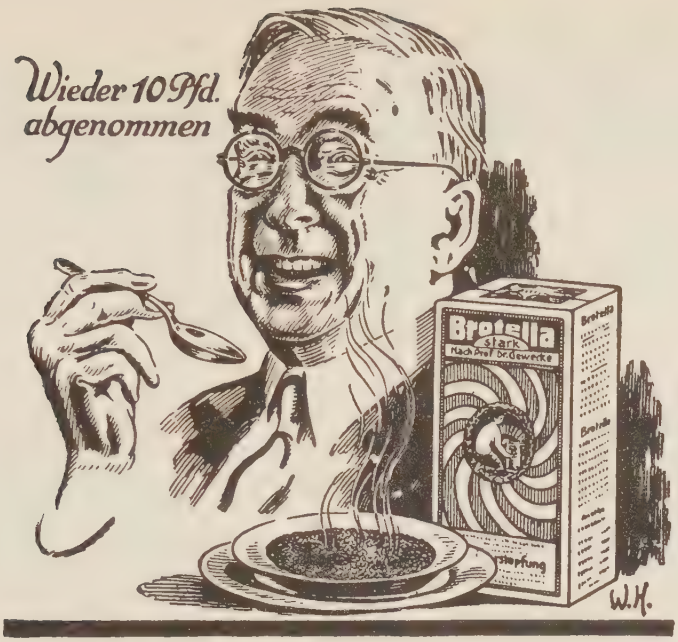
Old coins (not silver) ancient buttons,
Ladies' & gentlemen's left-off clothing.
Skins, whether worn by hare or rabbit,
However small your stock I'll have it.

So over your dwelling give a glance,
You will never have a better chance;
My price is good, my weight is just,
And mind, I never ask for trust;
So just look up if but a handful,
And for the same I shall be thankful.

This Bill will be called for in Two Hours Time, and
I will take away any old lumber which you have.

(Eingesandt von Marc Neveu du Mont.)

Thomas Mann, Josef Ponten und **Rabindranath Tagore** sind sich einig im Lob über das „Alte Nürnberg". Thomas Mann empfiehlt es in der „Frankfurter Zeitung", Rabindranath Tagore besuchte den Verlag und nahm es als Andenken an seinen nürnberger Aufenthalt mit und Josef Ponten schreibt darüber. „Es ist so kurz, wie ein Buch sein muß, das man zwar gerne liest, doch nur vorübergehend lesen kann, weil man gerade einen anderen Wissenskreis sich zu eigen machen will; aber es ist doch so sachlich und beschwert, daß man ein sehr gutes Bild vom organischen Wachstum dieser Stadt erhält und das Bild auch nach nur flüchtigem Lesen in Seele und Gedächtnis behält. Wenn ich wieder mal nach Nürnberg komme, wird es mir als Führer durch die Stadt dienen, denn auch dafür ist es geeignet." Machen Sie es ebenso und lassen Sie sich noch heute bei Ihrem Buchhändler das Buch vorlegen. Das „Alte Nürnberg" von Dr. Justus Bier enthält 80 vorzügliche Photos, welche die Reichsstadt noch in unberührtem mittelalterlichen Glanz zeigen. Die Ausstattung — von Emil Preetorius besorgt — steht auf der Höhe der modernen Buchkultur. Preis in Leinen RM 9.50, kartoniert RM 6.50. Verlag von Ernst Frommann & Sohn, Nürnberg, Allersberger Str. 26.



Aufklärung für Korpulente.

Warnung vor unverständigen Entfettungskuren

Schnellkuren, Gewaltkuren haben schon tausendmal mehr geschadet wie genützt. Forcierter Fettabbau ist gefährlich für das Herz und die Arterien, nimmt den Organen ihren inneren Halt und führt zu inneren Komplikationen von Magen, Darm, Leber, Nieren usw. Fettleibigkeit ist (bei Anlage) das gestörte Gleichgewicht zwischen äußerer Fettzufuhr und innerem Fettverbrauch und ergreift jedes Organ, jede Zelle im Körper, so daß nur der allmähliche, naturgemäße Gesamtabbau des Fettes von innen heraus Erfolg verspricht. Da Fettleibigkeit eine Ernährungskrankheit ist bei schwachem Herzen, schwacher Blutzirkulation schlechter Blutbildung und ungenügender Verdauung; da Fettleibigkeit vergesellschaftet ist mit Störungen der inneren Sekretion, mit Verdauungsbeschwerden; vielfach mit Darmträgheit und Stuhlverstopfung und der daraus entstehenden Körperinfektion mit Stoffwechselgiften vom Darm aus — — — da helfen nicht Pillen und Pulver, nicht Turn-, Schwitz-, Entziehungs- und Hungerkuren und dergleichen! Der ganze Zellenstaat (also der ganze Körper) muß von seinem Überfluß diätetisch, naturgemäß, allmählich abgebaut, in seinem Mangel an Kräften und Energie aber aufgebaut werden. Was fälschlich angegessen ist, das muß richtig, diätetisch wieder „abgegessen" werden. Fettabbau! Eiweißaufbau! Der Diätfaktor ist das Wichtigste aller Entfettungskuren! Diät ist Alles bei Fettleibigkeit oder Anlage dazu, eine Diät, die arm an Fetten, mäßig an Kohlehydraten, reich an Eiweiß ist, eine Diät, die reich ist an kalorienarmem Füllsel, reich an Cellulose, reich an Mineralstoffen, reich an Vitaminen, eine Diät, die den Körper kräftigt und frei ist von Stoffwechselgiften (Harnsäuren), eine Diät, die zugleich Magen- und Darmdiät ist, den trägen und trockenen Darm bewegt, ihn fettet, schleimt, trainiert und die Darmfunktion reguliert.

Eine solche Diät ist „Brotella"

„Diese Brotella-Diät ersetzt bei vernünftig eingehaltenen Regimen so manche komplizierte Fettleibigkeitskur". (Dr. med. Beck.)

Die „Brotella-Diät für Korpulente" wirkt von innen heraus, verjüngt das ganze Zellenleben, mobilisiert den trägen Stoffwechsel und die Verbrennung, baut altes, totes Material ab und baut lebendige Kraft auf; Eiweiß, Mineralstoffe und Vitamine macht das Blut alkalisch, kräftigt und belebt den Darm und — schont das Herz. Wer nach dieser Diät in einem Monat etwa 6 Pfund abnimmt, der hat tatsächlich 9 Pfund Fett verloren weil er an Muskelfleisch etwa 3 Pfund neu aufgenommen hat!

Verlangen Sie „**Brotella für Korpulente**" Pfd. M. **3.50** in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern. 1 Pfd. gibt ca. 20 Teller gutschmeckende Suppe zum Frühstück u. Abendessen. Ausführl. Prospekt u. Kochrezepte in jedem Paket. Neues Brotella-Kochbuch 25 Pfg.

WILHELM HILLER, Chem. u. Nahrungsmittel-Fabrik, HANNOVER

GALERIE FLECHTHEIM

DÜSSELDORF BERLIN W 10
KÖNIGSALLEE 34 · LÜTZOWUFER 13
FRANKFURT A. M. (Kahnweiler)
OBERLINDAU 1

Impressionisten und Malerei von heute / Exotische Skulpturen

Bronzen von Edgar Degas, de Fiori, Haller, Maillol, Manolo und Sintenis.

Ausstellungen Winter 1926

In Berlin: de Vlaminck, Braque, Hofer, Levy, Picasso, Masereel, Ensor; in Düsseldorf: Degas, Henri-Rousseau, Nauen usw. im Kunstverein Düsseldorf: Südseeplastik

Einige neue Museumskäufe von Skulpturen

DEGAS Nationalgalerie (Tänzerin, Piaffirendes Pferd) Kunsthalle Bremen (Tänzerin) / Städel Frankfurt (Zwei Tänzerinnen. Trabendes Pferd).

DE FIORI Kunsthütte Chemnitz (Puck) / Albertinum Dresden (Dempsey) / Kunsthalle Mannheim (Schlendernde) / Museum Stettin (Jüngling) Boymans Museum Rotterdam (Carina Ari) Staatsgalerie Wien (Portrait Dempsey).

HALLER Kunstmuseum Düsseldorf (Mädchentorso) Museum Wallraf-Richartz (Javaner/Kopf).

MAILLOL Stadt Düsseldorf, Gesolei (Die Nymphe) Museum Leipzig (Frau mit Krabbe).

MANOLO Museum Wallraf-Richartz Köln (Der Torero) Mannheim (Stehende Frau).

SINTENIS Köln (Boxer Brandl) / Museen Bremen, Danzig, Düsseldorf (Selbstportr.) / Bremen (Paul Grätz) Mannheim (Toller) / Nationalgal., Athenaeum Helsingfors u. Museum Rodin Paris (Nurmi).

E.A. ENDERS
LEIPZIG / MÜNCHEN

GEGR. 1838

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGE-ARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

Kunst-Haus
Dahlheim

Original-Gemälde
Handzeichnungen
erster Künstler

★

Original-Werke von:

Menzel . . . von Mark 150 an
Liebermann von Mark 100 an
Thoma . . . von Mark 75 an
Corinth. . . von Mark 60 an

Berlin W
Potsdamer Straße 118b

Wunderbare Heilerfolge hat man im Auffrischungs- und Verjüngungs-

Radiumbad Oberschlema

wo die stärksten Radium-Bäder der Welt verabreicht werden bei Gicht, Rheuma, Ischias, Nervenleiden, Adernverkalkung, Stoffwechselstörungen. Die Zahl der Gäste verdoppelt sich jährlich. Eine Kur dauert 2-3 Wochen.

Besonders geeignet für
HERBST- UND WINTERKUREN

Kurtaxe frei. Geschlossen vom 19. Dezember 1926 bis 3. Januar 1927. Versand der hochradioaktiven Wässer nach allen Gegenden. Prospekt von der Badeverwaltung Radiumbad Oberschlema im sächsischen Erzgebirge.

Birkenwerder bei Berlin **Sanatorium**
Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m)
Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Aus unserm Verlage empfehlen wir

Über Kaspar Hauser

FUHRMANN
Kaspar Hausers Konfirmationsfeier
Nachdruck der Ausgabe 1833
Preis Mark —.30

FUHRMANN
Trauerrede
bei der am 20. XII. 1833 erfolgten Beerdigung
Kaspar Hausers
Nachdruck der Ausgabe 1833
Preis Mark —.30

DR. JULIUS MEYER
Onoldina / II. Band, 2. Teil
Kaspar Hausers
Ursprung, Entwickelung und Ausgang der Legende vom badischen Prinzentum.
Preis gebunden Mark 1.—

Zusendung erfolgt portofrei
Postscheck: Nürnberg 506

VERLAG C. BRÜGEL & SOHN A.G.
ANSBACH / BAYERN

Erziehung zur Persönlichkeit

ist das Ziel der Privatschule. Tausende guter Schulen, unter denen für jedes Kind die geeignete zu finden ist, nennt der

Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier (privater) Unterrichts- und Erziehungsanstalten E. V. in 2. vermehrter und verbesserter Auflage. Preis M. 1.80. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

In der Reihe „Die Führenden Meister", die bereits Monographien über Giotto, Botticelli, Tizian, Pieter Bruegel, Velazquez und Watteau enthält, erschien soeben ein neuer Band:

HANS HOLBEIN

DER JÜNGERE

VON

ULRICH CHRISTOFFEL

117 sorgfältig reproduzierte Abbildungen zeigen das Wesentlichste aus dem Lebenswerk des großen Renaissancemalers. Sie erweisen seine Meisterschaft auf den Gebieten der Bildniskunst, der Kirchen- und Wandmalerei, des Holzschnitts und der Zeichnung.

IN GANZLEINEN 10 M.

PROPYLÄEN-VERLAG/BERLIN

1000 Jahre europäische Geschichte

Soeben erscheint:

FERDINAND GREGOROVIUS

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

Neue, vollständige Ausgabe in zwei Bänden in Dünndruck mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Fritz Schillmann. 3000 Seiten. Mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen

In Leinen gebunden . . . . . Mark 50.—
In Pergament gebunden . . . . . Mark 70.—
In Leder gebunden . . . . . Mark 80.—

Das monumentale Geschichtswerk, das 1000 Jahre europäischer Geschichte umfaßt, in neuer, vollständiger Ausgabe zum ersten Male mit 240 Tafeln nach alten Vorlagen überraschend illustriert.

VERLAG WOLFGANG JESS / DRESDEN

VOSSISCHE ZEITUNG

MIT IHREM WELTDIENST

Monatlich 4.30 Mark. Bestellungen bei allen Postanstalten oder beim Verlag, Berlin SW 68

THEATER KARTEN VERKAUF

FÜR THEATER
UND VARIETÉS

HERMANN TIETZ

LEIPZIGER STR. / ALEXANDERPLATZ / FRANKFURTER ALLEE

KURFÜRSTENDAMM 23

TEL.: ZENTRUM 8533—39